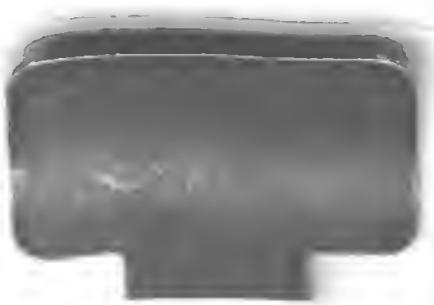
# Eine moderne orientreise

August Langmesser

PRINCETON UNIVERSITY
LIBRARY
BRUNNOW COLLECTION
Presented by
MRS. WILLIAM C. OSBORN
MR. CHARLES SCRIBNER, '75,
MR. DAVID PATON, '74,
MR. HENRY W. GREEN, '91,
MR. ALEXANDER VAN RENSSELAER, '71,
MR. ARCHIBALD D. RUSSELL,
MR. CYRUS H. McCORMICK, '79.



# Eine moderne Orientreiſe.

Tagebuchblätter

von

Dr. H. Langmeſſer.

Baſel.
Kober C. F. Spittlers Nachfolger.
1900.

Digitized by Google

Pilgermissions-Buchdruckerei auf St. Chrischona bei Basel.
9. 1900.

# Auf dem Mittelmeer.

Noch hingen die bleiernen Schleier der Dämmerung um die Firnen der Berge, als wir, meine Frau und ich, unser heimatliches Hochthal verlassen, um unsere Pilgerfahrt nach dem Orient anzutreten. Unser Herz ist an diesem Morgen stiller Freude voll. Ein Traum, selig und hold, soll sich endlich verwirklichen. Uns ist, als ob uns jeder „Glück auf!" zurufen müsse. Treue Freunde entbieten uns, trotz der frühen Morgenstunde, Abschiedsgruß und Segenswunsch. Ein Pfiff der Lokomotive, ein letzter Händedruck, hüben und drüben ein feuchtes Schimmern im Auge: keuchend setzt sich der Zug in Bewegung; die Orientfahrt hat begonnen. Vom ersten Strahl der aufgehenden Sonne umflammt winken ernst und still die heimatlichen Firne uns ihr Lebewohl zu. — O ich hab euch lieb, ihr trotzigen Berge! Oft hab ich in schweren Stunden bei eurem Anblick empfunden, was der Psalmsänger in jene klassischen Worte geprägt hat: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt." Und nun winkt ihr mir mit leuchtenden Stirnen einen letzten Gruß zu: Ich nehme ihn mit auf diese Reise als ein gutes Omen glücklicher Fahrt. Lebt wohl!

12. März.

(RECAP)
413181

Und hinab geht's in die Niederungen unſers Landes, die uns heute ſchöner denn ſonſt erſcheinen, denn Freude verklärt ſie. An der Stadt Zwinglis und dem Vierwaldſtätter-See mit ſeinen mächtigen Rieſen und ſeinen klaſſiſchen Städten ziehen wir vorbei. Der Gotthard erſchließt uns ſeine Wunder. Donnernd raſen wir von Tunnel zu Tunnel. Es iſt eine gewaltige Welt. Wir haben das Gefühl: größeres werden wir ſchwerlich ſehen, wohl aber erhabeneres, das das Sehnen unſerer Herzen ſtillt. Jenſeits des Gotthard führen noch Eis und Schnee das Scepter, doch je weiter wir eilen, deſto mehr kommt der Frühling uns entgegen. Spät am Abend langen wir in Mailand an, wo wir im Hotel Como ein gutes Nachtquartier finden.

* * *

13 März. Durch die ſorgfältig bebaute lombardiſche Ebene führt unſer Weg über Verona und Meſtre nach Trieſt. Die letzte Strecke durch die Landſchaft Venetien iſt eine troſtloſe Ebene, gebildet aus Alpenſchutt, den die Flüſſe hier abgelagert haben. In Trieſt angekommen ſind wir geſpannt, die Reiſegeſellſchaft Palmer und Kappus, der wir uns zur Fahrt nach dem Orient angeſchloſſen haben, zu begegnen. Aber im Hotel De la Ville, wo wir abgeſtiegen ſind, will man keins ihrer Glieder kennen. Nur Dr. Benzinger, der Führer unſerer Geſellſchaft, iſt bekannt. Doch er iſt leider ausgegangen. So warten wir bis ſpät in den Abend, jedoch vergebens.

Ein flotter, älterer, deutſcher Herr in grauem Reiſeanzug und Kaki-Schuhen zieht unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Gehört wohl dieſer zur Geſellſchaft? Er ſieht ganz darnach aus, als wolle er den Orient bereiſen. Nur hat er ſo gar nichts pilgermäßiges in ſeinem ganzen Auftreten, ſo daß unſere Ver-

mutung wieder wankend wird. Fast bedauern wir es, denn sein sympathisches Äußere zieht uns sehr an.

Da kein Dr. Benzinger erscheint, suchen wir die Nachtruhe auf.

* * *

Wir schlafen vorzüglich, und mit lebhafter Erwartung sehen wir den Begegnungen dieses Morgens entgegen. Etwas enttäuscht betreten wir den menschenleeren Speisesaal. Unsere Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. Wir haben Zeit, nach dem Frühstück noch einige unvermeidliche Ansichtspostkarten im Lesezimmer zu schreiben. Wieder suche ich den Speisesaal auf und frage den Kellner nach Dr. Benzinger. Er weist in eine Ecke des geräumigen Saales. Gespannt folgt ihm mein Auge. Ich sehe einen noch jungen, blassen Mann mit geistvollem, sympathischen Gesicht vor mir. Ich schreite auf ihn zu. Erwartungsvoll erhebt er sich. Wir stellen uns gegenseitig vor. Rasch sind wir mitten in der Sache. Die Reiseordnung wird besprochen. Ich frage nach den Mitreisenden: „Es sind nur ihrer sechs: zwei Schweden, zwei Deutsche und Sie zwei". Erleichtert atme ich auf: also keine Herde! Ich bin aber begierig, die Reisegefährten kennen zu lernen, mit denen ich zwei Monate soll zusammengespannt sein. Unser Führer scheint es zu sehen und fügt mit verbindlichem Lächeln hinzu: „Die eine Reisegefährtin habe ich die Ehre, Ihnen sofort vorzustellen." Ich sehe mich einer älteren, würdigen Dame gegenüber, die meinen Gruß in schwäbischem Dialekt erwidert. Forschend begegnen sich unsere Augen. Jedes will aus dem Antlitz des anderen herauslesen, wes Geistes Kind es ist. Ich bin mit dem Resultat meiner Prüfung zufrieden. 14. März.

Vor der Abreise lernen wir auch die übrigen kennen. Angenehm überrascht bemerken wir, daß auch der schneidige Deutsche von gestern abend, ein schlesischer Kaufmann, zu uns

Digitized by Google

gehört. Auch die Schweden erscheinen: Ein älteres Ehepaar, liebenswürdig und wohlwollend, das im Orient seinen Gesichtskreis erweitern und Stärkung seiner, durch die Pflege einer kranken Tochter, angegriffenen Nerven holen will. In der Vorhalle des Hotels versammelt sich unsere kleine Gesellschaft. Jeder hat sich vor einer Anzahl Koffer aufgepflanzt, die er von Zeit zu Zeit mit ängstlichem Mißtrauen zählt. Endlich werden wir in den großen Hotelomnibus verpackt. Man knüpft im Wagen die erste Bekanntschaft an, eingeleitet durch obligaten Knix und Gesellschaftsphrase. Doch unwillkürlich senkt sich der Blick wie eine Sonde in das Gegenüber: man sucht sein Inneres zu ergründen. Im Hafen angelangt, sind wir vorläufig zu dem Ende gekommen, daß wir eine angenehme Gesellschaft erraten haben, wenn auch das religiöse Moment etwas zurückzutreten scheint.

Die Einschiffung geht mit dem üblichen Lärm und den unvermeidlichen Püffen vor sich. Dank der Fürsorge von Dr. B. werden wir in einer Kabine in der Mitte des Schiffes einquartiert, deren Fenster auf das Meer hinaus geht. Hier werden wir die Schwankungen des Schiffes am wenigsten verspüren. Nachdem wir uns angesiedelt, halten wir Umschau auf dem Schiff.

Unser Dampfer gehört dem österreichischen Lloyd an und trägt den stolzen Namen „Habsburg." Es ist ein mächtiges, wohlgebautes, bequemes Schiff, halb Fracht-, halb Passagierschiff. Die Kabinen sind eben so luftig wie sauber. Alles macht einen vorzüglichen Eindruck. Im Kiel des Schiffes sind einige zwanzig ungarische Pferde zusammengepfercht, die für Ägypten bestimmt sind. Unter dem Pferdestall befindet sich das Zwischendeck. Es nimmt uns wunder, was in den dunklen, übelriechenden Regionen haust. Wir klettern auf einer halsbrecherischen Stiege hinab und erkennen im Halbdunkel einige zwanzig Zwischendecker:

böhmiſche und mähriſche Pilger, Juden und Türken. Mit den erſteren ſpinnen wir ein Geſpräch an. Mit verzückten Geſichtern erzählen ſie uns, daß ſie nach dem heiligen Lande wallfahren. Sie glauben feſt, mit dieſer Pilgerfahrt ſich ihre Seligkeit erwerben zu können. Eine alte Frau aus Mähren hat ſchon dreimal die Reiſe gemacht, aber immer wieder zieht es ſie nach Jeruſalem. Mit dieſer letzten Wallfahrt hofft ſie alle Zweifel zu beſchwichtigen, als könnte ſie doch noch verloren gehen. Mit ſichtlichem Abſcheu blicken unſere Pilger auf die Türken, die es ſich auf ihren Teppichen bequem gemacht haben. Eben verrichtet einer, auf ſeinem Gebetsteppich knieend, nach Mekka gewandt, ſein Gebet. Nur widerwillig tragen die chriſtlichen Pilger dieſen Anblick. Sie würden offenbar viel darum geben, wenn ſie nicht mit dieſen Türken zuſammen ſein müßten. — Wie doch die drei monotheiſtiſchen Religionen ihre Anhänger in Haß gegeneinander kehren!

Wir kommen von unſerem Rekognoszierungsgang zurück. Eben tönt die Schiffsglocke, die uns noch vor der Abfahrt zum Mittageſſen ruft. Wir betreten den geſchmackvollen, in ägyptiſchem Stil gehaltenen Speiſeſaal. Die bequemen Stühle ſind feſtgeſchraubt und laufen in Gewinden. Sie wenigſtens werden alſo feſtſtehen, wenn auf hoher See der Paſſagier und ſein Magen in bedenkliche Schwankung gerät. Raſch wird der Lunch eingenommen: Jeder will ſich noch vor der Abreiſe auf die Unannehmlichkeiten der Seefahrt ſtärken. Doch da ſetzt ſich ſchon der Dampfer in Bewegung! Wie das ſchaukelt und bebt, man fühlt die Bewegung im ganzen Körper. Der Magen vor allem geht wie der Ozean auf und ab. Was wird noch werden? In ſchönem Bogen verläßt die „Habsburg" den Hafen von Trieſt. Erſt jetzt bekommen wir einen vollen Anblick der prächtigen, terraſſenförmig an eine Berglehne gebauten Stadt, die einem rieſigen Amphitheater gleicht. Aus der Ferne winkt

marmorſchimmernd Miramare, das ſtolze Fürſtenſchloß am Meer, ein Sitz zum Träumen und Lieben. Der illyriſchen Küſte entlang fahrend grüßen wir noch manch ein blinkendes Schloß oder Villen, die aus dunklen Cypreſſenhainen wie lauſchige Geheimniſſe hervorblicken. Sinnend hängt unſer Blick an den ſchwindenden Bergen des Feſtlandes. Wie werden wir ſie wiederſehen: Glücklich und geſund, oder enttäuſcht und krank? Sursum corda! Es geht Einer mit, der einſt über die ſturmgepeitſchten Wogen des Sees Genezareth ſeinen Jüngern zurief: „Fürchtet euch nicht, ich bin's!“

* * *

17. März. Wir ſind nun ſchon drei Tage auf der See. Sturm und Schnee war in dieſer Zeit unſer Teil geweſen. Die ſonſt ſo leuchtende Adria hatte uns ein vergrämtes, graues Geſicht gezeigt. Als der Wind immer heftiger pfiff und die Wogen immer drohender an die Längsſeiten des Schiffes ſchlugen, da leerte ſich allmählich das Deck: unerbittlich forderte Poſeidon ſeinen Tribut. Die Mahlzeiten wurden zu Schreckenszeiten. Freilich lachte und ſpottete man des grimmen Meergotts; er wußte ſich aber zu rächen und zwang nicht wenige mit leichenblaſſen Geſichtern zu ſchleuniger Flucht vor dem verlockend lukulliſchen Mahle.

Unter den Paſſagieren der zweiten Klaſſe fällt uns ein jüdiſcher Rabbiner beſonders auf. Er trägt einen langen Kaftan. Pechſchwarzes Haar, langer Zitzenbart, ſtechende, dunkle Augen ſind ſeinem echt jüdiſchen Charakterkopf eigentümlich: ein moderner Shylock. Ich knüpfe ein Geſpräch mit ihm an. Mit verblüffender Keckheit ſtellt er die neugierigſten Fragen. Als er herausbringt, daß ſein Gegenüber die Sprache ſeines Volkes kennt und liebt, fragt er mich auf hebräiſch, ob ich auch ein Jude ſei. „Nein, aber ein Judenfreund.“ Nun taut er auf

und führt mich in seine Kabine, wo er mir allerlei hebräischen Firlefanz, wie Blumenkarten mit hebräischem Motto zeigt und erzählt, daß er weiland Oberrabbiner aller Aschkenasim (polnischer Juden) in Kairo gewesen sei, aber sein Amt aufgegeben habe, um in freier Weise an der sittlichen und finanziellen Hebung seiner armen Volksgenossen in Palästina zu arbeiten. Eben komme er von einer Reise aus dem Occident zurück, auf der er die jüdischen Finanzgrößen der alten Welt für seine Zwecke mit Erfolg interessiert habe. Als ich ihn nach seinem Urteil über den Zionismus frage, gesteht er mir, daß er als ritueller Jude nicht sonderlich viel Sympathie für ihn übrig habe. Doch sei er voll Hoffnung für die baldige Wiederbringung Israels. Die Bewegung, die jetzt durch sein Volk geht, ist ihm ein Anzeichen seiner kommenden geistigen Wiedergeburt. —

Es ist Nacht geworden — die letzte Nacht vor der Landung in Afrika. Der Mond ist eben in goldener Pracht aufgegangen. Eine leuchtende Scheibe tanzt er am Rande des Horizonts auf den Wogen, eine glitzernde wellenbebende Bahn bis zu unserem Schiffe zeichnend. Ich verlasse das bequeme, aber lärmige Deck, und suche den Kiel auf. Nur zwei Matrosen lehnen sich hier an die Masten, die gespenstig in den nachtdunklen Himmel ragen. Die noch heute Morgen so stürmische See hat sich geglättet. Wie gezähmte Löwen schmiegen sich leise rauschend die langen Wellen an das Schiff an. Leicht schwebt es über die Flut dahin, wie die Delphine, die uns gestern unerwartet als Boten der südlichen Gewässer begrüßten. Plötzlich waren sie da, schwammen mit fabelhafter Geschwindigkeit mit unserem Schiff um die Wette; hin und wieder schnellten sie, wie in überquellender Lebenslust, aus dem Wasser empor: Schwimm zu, mein Delphin, mein Schiff, und trag mich durch die stille Nacht der ersehnten Küste zu! Da tönt der Ruf: „Dampfer in Sicht!“ durch das Schiff hin. Unsere Augen suchen ihn:

Es ist der Lloyddampfer „Semiramis". Wie im Fluge nähern sich die Schiffe. Plötzlich flammen hüben und drüben Raketen und bengalische Flammen auf. Die Schwesterschiffe begrüßen sich. Während fünf Minuten werden flammende Grüße getauscht. Allmählich verglimmen sie, und in weniger als einer halben Stunde hat ein Schiff das andere am Horizont aus den Augen verloren.. Nur die Lichter des Himmels strahlen unentwegt auf die nimmermüden Wellen herab, die phosphoreszierend schimmern und glänzen.

---

# Kairo.

18. März. Schon früh ist heute das Leben am Dampfer erwacht. Alles ist gespannt, Afrika zu sehen. Ich sehe durch mein Kabinenfenster in den dämmernden Morgen hinaus. Im Osten färbt sich eben golden der Himmel. Millionenfach werfen die Wellen in ewiger Bewegung das Licht zurück. Das ist ein Glitzern und Gleißen, als brächen sich die Lichtstrahlen in unzähligen Diamanten. Am Rande des Horizontes erhebt sich vor uns ein rotduftiger Küstenstreif: Es ist Afrika! Rasch nähern wir uns dem Lande. Die Citadellen und Minarete Alexandriens werden sichtbar. Wie am Tage seiner Gründung im Jahre 332 vor Christo, so blüht heute noch diese geniale Schöpfung des großen Macedoniers. Während andere Städte des Mittelmeeres in Staub und Asche gesunken sind, hat sich Alexandrien in unserem Jahrhundert wieder zu einer Metropole des Welthandels emporgeschwungen, den unerschöpflichen Reichtum Ägyptens wiederspiegelnd.

Wir laufen in den Hafen ein. Eine zahllose Menſchenmenge tummelt ſich auf dem Landungsplatz: es ſind die ägyptiſchen Laſtträger mit rotem Fez, in weißem, blauem oder ſchwarzem hemdartigem Überwurf. Ihre Geſichter ſpiegeln alle Nuancen vom hellſten Weiß bis zum glänzenſten Schwarz wieder. Die Schiffbrücke wird hinuntergelaſſen. Jeder Träger will als der erſte das Schiff betreten: ſie ringen mit einander um den Vortritt. Ein betäubender Lärm ſchwirrt um das Schiff. Doch ſchon huſchen die bunten Kerle über das Deck hin. Ihre Geſichter ſind Schlachtfeldern vergleichbar, von allen Laſtern durchfurcht. Die unteren Partien der Geſichter ſind unverhältnismäßig ſtark entwickelt, ein Zeichen, daß das Animaliſche bei dieſen Menſchen vorwiegt. Zwei dieſer Geſellen tragen unſere Siebenſachen ans Land. Wir folgen und beſteigen einen Fiaker, um in die Stadt zu fahren. Doch halt, wir müſſen zuvor noch den Zoll paſſieren. Die Zöllner haben jedoch für unſer Gepäck keine Augen; der Backſchiſch des alexandriniſchen Agenten von Palmer und Kappus hat ſie geblendet. Wir fahren weiter; unvermittelt wird aber plötzlich wieder angehalten. Die Kutſcher ſtreiken. Jeder will einen Piaſter mehr haben. Wild fahren ſie auf unſeren Agenten ein, als wollten ſie ihn wegen ſeiner Hartnäckigkeit in Stücke zerreißen. Verwundert ſehen wir entzügelte afrikaniſche Leidenſchaft. Faſt fünf Minuten dauert der Streik. Endlich fahren wir los. Die Kutſcher haben erlangt, was ſie wollen. Das iſt ſo Brauch in Ägypten, erklärt lachend der Agent. Auf der Fahrt durch die Stadt vergeſſen wir im Wirrſal orientaliſchen Straßenlebens die ärgerliche Scene. Eine bunte Menge wogt durch enge, ſchmutzige Gaſſen. Die Frauen in häßlichen, blauen wallenden Gewändern fallen beſonders auf. Ein ungeſchlachter, ſchwarzer Schleier verhüllt Naſe und Mund und läßt nur die Augen frei. In der Naſenwurzel ſitzt eine, durch drei Reife verzierte, zwei Centimeter

dicke Meſſingröhre, die den ſchwarzen Schleier mit dem dunklen Kopftuch verbindet. Schwarze Augen blicken brennend zwiſchen dieſen düſteren Vorhängen hervor. Manche Frau trägt rittlings auf ihren Schultern ein halbnacktes Kind, das mit ſeinen runden Formen wohlthuend von ſeiner verkümmerten Mutter abſticht.

Die Straße iſt die Werkſtatt des Orients. Alle Handwerker arbeiten vor dem Hauſe. Da flickt ein Schuſter verzweifelt ſchlechte Pantoffeln, dort lötet ein Klempner rätſelhafte Küchengeſchirre. Krambuden aller Art wechſeln ab, ein übelduftender Menſchenknäuel wälzt ſich zwiſchen den Buden hindurch. Dazwiſchen drängen ſich flinke, kluge Eſel, oder ſchreiten langſam und gravitätiſch mit überlegenem Blick hohe Kamele, unförmliche Laſten tragend.

Wir kommen in ein ſtilleres Viertel. Die Pompejusſäule iſt unſer Ziel. Stolz, als wäre ſie ihrer Größe bewußt, ragt ſie aus einem armſeligen Barackendorf in die Luft. Sie hat übrigens mit dem großen Pompejus der Geſchichte nichts zu thun, ſondern trägt ihren Namen deshalb, weil im Jahre 302 ein Präfekt dieſes Namens dem Kaiſer Diokletian auf ihr eine Statue aufſtellen ließ. Ihr grobkörniger roter Granit von Aſſuan hat durch die Jahrhunderte den Unbilden der Witterung getrotzt, und noch immer blickt die Säule wie ein Triumphator vergangener Zeiten von einer Höhe von über 31 Meter auf die umliegende muslimiſche Armutei und einen arabiſchen Friedhof herab, deſſen phantaſtiſche Grabmäler weiß herüberblinken.

Wir verlaſſen die Säule und eilen zum Bahnhof, die eingehende Beſichtigung Alexandriens auf unſere Rückkehr aus Paläſtina verſparend. Wieder umtobt uns der wilde Troß ägyptiſcher Träger. Mit Hilfe unſers Agenten erobern wir glücklich ein Eiſenbahncoupee. Es iſt höchſte Zeit, denn ſchon füllt ſich der Perron mit Reiſenden, wiewohl es noch reichlich eine Stunde bis zur Abfahrt des Zuges geht. Es herrſcht hier

dieſelbe Unſitte wie in Italien, daß lange vor Abgang des Zuges die Wagen beſetzt werden. Endlich ſetzt er ſich in Bewegung und fährt in raſender Geſchwindigkeit auf dem ſchmalen Bahndamm zwiſchen dem Maryut- und Abukirſee hin, durch das waſſerreiche, fruchtbare Nildelta, der Hauptſtadt Ägyptens zu. Rechts und links erſcheinen und verſchwinden im Fluge der Fahrt armſelige Fellachendörfer, deren Häuſer entweder einem Würfel oder einem umgeſtülpten Trichter gleichen. Sie ſind aus luftgetrockneten Lehmſteinen gebaut, ohne Fenſter, nur mit einer Thüre verſehen, niedrig, ſchmutzig, eine Brutſtätte alles Ungeziefers. Dort liegt ein Fellache im Schatten ſeiner Hütte und pflegt der Sieſta. Er hat dieſen Morgen ſchwer gearbeitet. Doch was nützt's? Was er auf- und anbringt, muß er, wie unter den großen Pharaonen der Vorzeit, der Steuerbehörde ausliefern. Mit ſtumpfer Reſignation ergiebt er ſich in ſein Schickſal; denn Allah will es ſo haben. Freilich zinſt er nicht immer gutwillig: er rühmt ſich der Schläge, die er ſich zufügen ließ, bevor er ſeinen ſauer verdienten Tribut hergab. So aufgeweckt der jugendliche Fellache iſt, ſo geiſtig abgeſtumpft iſt der Mann. Der Kampf um ſeine Exiſtenz hat ihm die Flügel gelähmt; jahraus, jahrein iſt bei härteſter Arbeit die Not ſein Los. Als Hamite ſcheint er in beſonderer Weiſe den Paradieſesfluch ererbt zu haben. Und doch quält er ſich wie wenige Ackerbauer der Erde um das tägliche Brot.

Jeden Flecken Landes, den das Leben ſchaffende Waſſer des Nil erreichen kann, hat er bebaut, und dieſes Land giebt überreich, was er von ihm fordert. Er könnte reich werden, wäre die harte Steuerfrone nicht. Großartig iſt das Bewäſſerungsſyſtem. Schöpfräder, von Büffelochſen oder Kamelen getrieben, ſchaffen das Waſſer mittelſt großer und kleiner Kanäle in die Äcker. Doch trotz des Waſſerreichtums des Nilthals fehlt der Staub nicht. Er wirbelt in einer feinen Wolke durch unſer

Coupee, überzieht die Kleider mit einer graubraunen Schicht und ſetzt ſich beißend in die Augen. Den Ägypter freilich, der ſich zu uns geſetzt hat, kümmert er wenig. Während wir nur mit Mühe atmen, ſitzt er behaglich mit unterſchlagenen Beinen auf dem Sitzpolſter und ſchmaucht ſein wohlduftendes Kraut.

Da tauchen in der Ferne, maſſig und doch graziös, die Pyramiden von Gizeh, das Wahrzeichen von Kairo, über fernen Palmenwipfeln empor. Raſch nähern wir uns Kairo; nach kaum vierſtündiger Fahrt iſt es erreicht. Eine Unmenge Laſtträger wälzt ſich brüllend auf dem Perron und reißt ſich um unſer Gepäck. Man hört ſeine eigene Stimme kaum. In mächtigen Schallwellen umbrauſt der Lärm unſer Ohr. Es würde uns ſchwer, hier ohne Führung uns zurecht zu finden. Doch da hat ſchon Dr. Benzinger mit raſchem Blick den Kairener Vertreter der Firma Palmer und Kappus entdeckt und herbeigerufen; es iſt ein eleganter, formgewandter Grieche. Er empfängt uns mit ausgeſuchter Höflichkeit, ſeine Träger ſchleppen unſer Gepäck zum Omnibus. Ehe wir's uns verſehen, fahren wir durch die Straßen von Kairo. Ein beleidigender Geruch dringt uns entgegen. Dies iſt auch nicht verwunderlich, denn der Bahnhofplatz iſt eine große Kloake, die allerlei vierfüßiges, laſtbares Getier verſorgt.

Afrikaniſch wild iſt das Straßenleben — alles iſt nervös — nur nicht die Kamele, die in unwandelbarer Würde durch die Straßen ſchreiten. In ihrem Auge liegt etwas wie verhaltene Wut. Das Schiff der Wüſte iſt das Symbol des Islam — nach außen lethargiſche Ruhe, aber innen verzehrende Glut. Wie ſticht dort der Waſſerverkäufer von ihm ab. Sein großes Ziegenfell iſt mit Nilwaſſer wie ausgeſtopft: bizarr ſtreckt es alle vier Extremitäten von ſich. Die Waſſerlaſt iſt ſchwer, worunter ihr Träger gebückt einhergeht. Mit heiſerer Stimme

preiſt er das köſtliche Naß an und klappert dazu einladend mit den meſſingenen Trinkſchalen.

Dort verfolgt ein jugendlicher Eſeltreiber hartnäckig einen ſteifleinenen Sohn Albions mit dem zudringlichen Ruf: „Donkey Sir, Donkey. Ik Inklitſch ſpreken. Ik kennen die ganze Stadt: — Arabiſch Viertel!“ — — Der Engländer kehrt ſich mit dem Phlegma ſeines fiſchblütigen Volkes nicht an den radebrechenden Eſelsjungen. Der aber gurgelt weiter: „Ik ſein billig! Ik Nummer haben! Kommen Sie morgen wieder, ik zeigen Ihnen alles!“ Selbſt als der Engländer ihn mit einem Yalla (Packe dich) fortjagt, bleibt der Junge orientaliſch höflich und legt beim Abſchied grüßend ſeine Hand auf Herz, Stirn und Mund, um dem Abendländer zu verſichern, daß ſein Fühlen, Denken und Reden ihm ganz zu Dienſte ſtehe. Dieſe Scene hat ſich in der Nähe des Hotels abgeſpielt, in dem wir abſteigen. Es trägt den impoſanten Namen: „Eden Palace Hotel,“ und in der That, es ſollte das Eden unter allen Hotels werden, in denen wir auf unſerer Pilgerfahrt einkehrten. Sauber, elegant, in arabiſchem Stil erbaut, entſpricht es den Anforderungen auch des verwöhnten Abendländers. Selbſt der Liſt fehlt nicht, auch das Inſtitut des deutſchen Hausknechts finden wir hier. Hohe und luftige Zimmer und gute Himmelbetten, umhüllt mit ſchneeweißen Vorhängen, zum Schutz gegen die Moskitos, wollen uns Kairo ſo behaglich wie möglich machen. Nach dem Lunch holt uns ein ägyptiſcher Dragoman ab, um uns in die Bazare, das Centrum orientaliſchen Lebens in Kairo, zu führen. Wie wir auf die Straße treten, ſehen wir eben das Ende eines Kaireniſchen Hochzeitszuges in der nächſten Gaſſe verſchwinden. Wir wollen ihm nacheilen, da nimmt uns ein anderer Zug gefangen. Muſikanten, quiekende Hoboen, Tambourine ſchlagend, ziehen voraus, eine endloſe Schar leidtragender Ägypter folgen, darunter viele Blinde, offenbar beſtellte Leidgänger, eine bunte

Menge. Stumpf, faſt teilnahmlos ſingen ſie mit mißtöniger Stimme: „Es giebt keinen Gott außer Gott, Muhammed iſt Gottes Geſandter, Gott ſei ihm günſtig und bewahre ihn.“ Eine Totenbahre ſchwankt heran, getragen von vier Männern, wohl den Freunden des Verſtorbenen, begleitet von zwei ägyptiſchen Soldaten zu Pferd, mit gezogenem Säbel: wir ſind unerwartet zum Leichenbegängnis eines ägyptiſchen Offiziers gekommen. Hinter der Leiche fahren ſechs Kutſchen her, mit den Weibern und Verwandten des Toten. Wild ſchluchzend beweinen ſie den Verſtorbenen. Die Leiche wird in die nächſte Moſchee gebracht, wo das Leichengebet gehalten wird. Dann ſetzt ſich der Zug nach dem Friedhof in Bewegung, wo der Tote, das Antlitz nach Mekka gewandt, beigeſetzt wird.

Noch lange hallt die ſchrille Trauermuſik mißtönig in unſere Ohren. Wir erinnern uns, daß wir die Bazare ſehen wollen. Wir biegen in Straßen ein, eng, ungepflaſtert, uneben, eingeſchloſſen von hohen Häuſern, deren einfaches, ja ärmliches Äußere überraſcht. Dieſe zur Schau getragene Ärmlichkeit iſt eine Vorſichtsmaßregel, die der Mameluckenzeit entſtammt, wo jeder Bürger ſich hüten mußte, das Auge jener gewaltthätigen Machthaber auf ſich zu ziehen und ihre Habgier zu erregen. Das Innere der Häuſer dagegen prunkt oft mit fürſtlichem Luxus. Die im erſten und zweiten Stock befindlichen, hübſchen Maſchrebijen (Erker), die unvermittelt aus dem Innern hervortreten, weiſen wie verſchämte Reiche mit ihrem kunſtvollen Schnitzwerk auf die Pracht des Innern hin. Wir meinen jeden Augenblick ein dunkles, ſchönes Auge aus den vergitterten Erkerfenſtern hervorblitzen zu ſehen. Da und dort wird auch in der That eine tief verſchleierte Frau ſichtbar, die die Fremden anſtarrt. Über mancher Hausthüre hängen ausgeſtopfte Krokodile, ja ſelbſt unförmliche Elephanten-Babies mit der Beſtimmung, böſe Einflüſſe von den abergläubiſchen Bewohnern fern zu halten.

Die Bazarstraßen sind mit Bohlen und Brettern überdeckt, jedoch so, daß noch reichlich Raum bleibt, um das Licht durchzulassen. Zuerst treten wir in einen Teppich-Bazar ein. Mit orientalischer Höflichkeit läßt sein französisch redender Inhaber persische Teppiche, bunt und doch gefällig in Farbe und Zeichnung, vor uns ausbreiten. Immer herrlicher wird die Ware. Sie gipfelt in wundervollen, seidenen Divanteppichen, die nicht weniger als 2000 Fr. kosten. Die Versuchung zu kaufen ist groß, aber unser Geldbeutel, der im Orient an der galoppierenden Schwindsucht leidet, ruft uns ein gebieterisches veto zu. Wiewohl der Teppichhändler mit uns kein Geschäft machen kann, verliert er doch keinen Augenblick seine ausgesuchte orientalische Höflichkeit.

Nun zieht ein Drechsler unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er hockt am Boden vor seiner primitiven Drehbank und dreht eben ein Pfeifenrohr. Mit der rechten Hand zieht er den Treibbogen, der aus einem gebogenen Stab und einer dicken Saite besteht, die er um den zu drehenden Gegenstand herumgewunden hat. Indem er den Bogen hin und her zieht, bewirkt er die Drehung. Mit der linken Hand hält er den Meißel, den er mit fabelhafter Geschicklichkeit mit dem linken Fuße leitet. Ein europäischer Drechsler würde sich seine Glieder verrenken und nur Pfuschwerk hervorbringen, wenn er in solcher Stellung und mit so einfachen Werkzeugen arbeiten müßte; unser Kairener Drechsler aber ist im Verhältnis zu seinen Werkzeugen ein wahrer Künstler, aus dessen Hand die zierlichsten Nippsachen hervorgehen.

Nicht minder geschickt ist der Kupferschmied, der seine Bude unserem Drechsler gegenüber aufgethan hat. Er meißelt eben die ganze ägyptische Götterfamilie nach tadelloser Zeichnung und mit erstaunlicher Gewandtheit in ein großes, rundes Servierbrett.

In einer anderen Bazarstraße halten die Sticker ihre

Waren feil. Den prachtvollen und dabei ſpottbilligen Gold- und Silberſtickereien können die Damen unſerer Geſellſchaft nicht widerſtehen. Schon ſind ſie mit einem Sticker nach langem Feilſchen handelseins, da kommt unſer Dragoman und will ſie zu einem anderen Laden führen, der beſſere Stickereien feilbieten ſoll. Das iſt unſerem ägyptiſchen Sticker zu viel. Wütend ſchimpft er auf den Dragoman ein und dieſer bleibt ihm die Antwort nicht ſchuldig. Wie zwei Kampfhähne ſtehen ſie einander gegenüber, die Geſichter verzerrt und die Fäuſte geballt: wir glauben, ſie werden ſich jeden Augenblick an den Hals ſpringen. Wir rufen unſeren Dragoman zur Ordnung und beſänftigen den gekränkten Sticker, indem wir einige Kleinigkeiten bei ihm erſtehen. Sanft und liebenswürdig, als wäre nichts vorgefallen, bedient er ſeine Kunden. Er kann aber doch nicht umhin, zu ſagen, „das ſein ſchlechter Dragoman!“ Das ſcheint denn auch in der That der Fall zu ſein, denn es fehlt nicht viel, ſo fängt unſer Heißſporn aufs neue Streit an. Verſtimmt führen wir ihn, der uns führen ſoll, vom Kampfplatz.

Wenig Intereſſe bieten die Goldſchmiedebuden; kunſtlos und plump ſind ihre Produkte; nur das Material iſt koſtbar; und auch bei dieſem weiß man nicht immer, ob es echt iſt.

Wir verlangen nach Hauſe, aber nur langſam kommen wir vorwärts. Wie Ameiſenhaufen wimmeln die Straßen von Menſchen. Da kommt uns ſchon wieder ein Zug entgegen. Ganz Kairo ſcheint ſich heute in Zügen formieren zu wollen. Diesmal ſind es Mekkapilger, die uns entgegenkommen, fanatiſche, abgeriſſene Kerle, teils auf Pferden, teils auf Kamelen reitend, begleitet von Soldaten und der unvermeidlichen, ohrzerreißenden Muſik. Auf beiden Seiten der Straße ſteht das Volk ſo dicht gedrängt, daß man auf den Köpfen tanzen könnte. Nur mit Mühe vermag der ägyptiſche Schutzmann die Ordnung aufrecht zu erhalten. Drängt die Menge zu ſehr vor, ſo haut er mit

einem dicken Kartonſtreifen auf das Volk ein, unbekümmert darüber, wohin ſeine Hiebe fallen. Sklaviſch ducken ſich die Ägypter vor dem roh zuſchlagenden Söldling der Hermandat: wahrlich „mit der Peitſche in der Hand, kommt man hier durchs ganze Land.“ Eben ziehen die letzten Pilger an uns vorüber, als ein wilder Tumult entſteht; ein Ägypter ſchlägt wie beſeſſen auf einen jungen Menſchen ein: es iſt ein auf friſcher That ertappter Taſchendieb, der ſich das dichte Gedränge zu nutze machen wollte, aber ſtatt der erhofften Beute Schläge bekommt. Dieſe Prügelſcene ſchließt würdig die Pilgerprozeſſion.

* * *

19. März. Glänzend iſt heute die Sonne aufgegangen, um das Feſt des Machmal zu übergolden. Es verdankt ſeinen Urſprung einer ſchönen und klugen Frau, die im Anfang der Mamelucken-Herrſchaft, nach dem Tode ihres Gatten, achtzig Tage lang als Sultanin unumſchränkt geherrſcht hatte, bis ſie ſich, mit Emir Eibeg aufs neue vermählt, wieder in die Stille des Harems zurückzog. Dieſe Frau unternahm in einer prächtigen, von einem Kamel getragenen Sänfte, eine Pilgerfahrt nach Mekka. Später nun ſchickten die Herrſcher Ägyptens jährlich als Symbol ihrer Königswürde eine königliche Sänfte mit der großen Pilgerkarawane. Dieſe Sänfte iſt inwendig leer; außen dagegen ſind zwei Koranexemplare daran befeſtigt. Auch als Ägypten von den Türken erobert worden war, blieb dieſer Brauch und hat ſich auf den Vicekönig vererbt. Er iſt verpflichtet, mit der Sänfte einen großen ſchwarzen Brokat-Teppich, den ſogenannten Kiswe, zur Verhüllung der Kaaba nach Mekka zu ſenden. Mit Sonnenaufgang hatten wir uns erhoben und uns zur Fahrt nach dem Rumêle-Platz bereit gemacht, wo der Khedive die Prozeſſion des Kiswe empfangen, und ſeine Opfergabe für Mekka der Pilgerkarawane übergeben ſollte. Wir fahren durch die morgenfriſche

Stadt, auf deren Trottoirs ganze Pilgerzüge junger und alter Kairener dem Festplatze zueilen. Die Straße steigt sachte bergan. Schon aus der Ferne gewahren wir die alte, schon im vierzehnten Jahrhundert erbaute, ehrwürdige Sultan-Hassan-Moschee; ihr gegenüber die neue, aber unvollendete Gamia Rifahye. Zwischen den beiden Moscheen hindurch kommen wir auf den Rumêle-Platz, welcher von der durch Saladin im Jahre 1166 erbauten Citadelle königlich beherrscht wird. Wir machen in der Nähe des Kiosks Halt, wo der Khedive die Prozession empfangen wird. Noch sind nur wenige Wagen da, dafür aber um so mehr Ägypter, die auf den Felsen, die das Fundament der Citadelle bilden, sich gute Plätze ausgesucht haben. Prächtig ist das Farbenspiel der roten Fesse, die meistens von weißen Turbanen umschlungen sind, sowie der weißen, schwarzen, blauen und gelben Burnusse. Auch Frauen, festlich geschmückt, drängen sich durch die Menge. Die Vornehmeren tragen weiße, die Ärmeren schwarze Schleier: alle aber sind in einen schwarz-seidenen, weiten Überwurf, die sogenannte „Habara" gehüllt, wodurch die Frauen so unförmlich breit erscheinen, daß sie Fledermäusen nicht unähnlich sind. Bettler ohne Zahl winden sich durch die Parade stehenden Massen und suchen durch ihre verstümmelten Glieder, Mitleid und Almosen hervorzulocken. Zuckerbäcker, ihr Backwerk auf dem Kopf tragend, wie weiland der Hofbäcker Pharaos, preisen ihre unappetitlichen Süßigkeiten an. Natürlich fehlen auch die Wasserverkäufer nicht, deren monotoner Ruf: „Môye, Môye" die durstigen Kehlen kitzelt.

Mittlerweile rollt Kutsche auf Kutsche heran. Hinter uns hält ein lustiger Engländer. Handkehrum ist er der Mittelpunkt aller Backschischjäger geworden. Eben stellen sich drei Männer vor ihm auf und führen unter monotonem Gesang ein Mienenspiel auf, das darin gipfelt daß sie sich taktmäßig, zur großen Belustigung der Eingeborenen, Ohrfeigen verabfolgen. Kaum ist die letzte Ohrfeige verknallt, so zieht einer der Ohrfeigen-

künſtler ſeinen Turban ab, um Backſchiſch einzuheimſen. Auch unſeren Engländer geht er an; der aber zieht ſeinen grauen Reiſehut ab, und bittet ſeinerſeits den Ägypter um einen Backſchiſch. Verblüfft reißt der Ägypter Mund und Augen auf; das iſt ihm noch nicht vorgekommen, daß ihn ein Abendländer anbettelt. Nachdem er ſich von ſeinem Staunen erholt hat, bittet er nur um ſo dringlicher. Der Engländer thut ein gleiches und legt ſogar beteuernd mit der flehendſten Miene die Hand aufs Herz: Ein ſeltenes Schauſpiel — dieſe beiden ungleichen Bettler. Schließlich denkt der Ägypter: der Geſcheitere giebt nach, langt in die Taſche und giebt dem Sohn Albions einen kupfernen Backſchiſch. Verwundert ſieht ſich der das fremde Ding an und will es dann ſeinem Spender wieder zurückgeben. Doch der Ägypter weiſt ihn ſtolz zurück. Nun iſt der Engländer der Gefoppte. Mit lautem Zuruf geben die Kairener ihrem Landsmann ihren Beifall kund. Unſer John Bull macht ein dummes Geſicht und blickt ſich hilflos um: ſeine Frau aber, die ſchon lange mißmutig dem Spiel ihres Gatten zugeſehen hat, lehnt ſich erboſt in den Wagen zurück. — Der Ägypter jedoch kann den Backſchiſch nicht verſchmerzen. Nach einer Weile erſcheint er wieder und bittet ganz ſtill ſeinen Widerpart um die erſehnte Gabe, die er nun raſch erhält.

Wir wenden unſeren Blick dem Rumêle-Platz zu, um den ſtolze Regimenter eben Spalier bilden. Das Militär wird wiederum durch eine Reihe glänzender Equipagen, beſetzt mit vornehmen Kairener Haremdamen, eingerahmt. Wir vermögen durch die offenen Wagenfenſter ihre geſchmackvollen, orientaliſchen Roben, ſowie hin und wieder ihre oft klaſſiſch ſchönen Geſichtszüge, die der auffallend durchſichtige, weiße Schleier durchſchimmern läßt, zu unterſcheiden. Die meiſten dieſer Damen ſind Tſcherkeſſinnen und Türkinnen von blendend weißem Teint und mit ſprühenden, dunklen Augen. Plötzlich geht eine lebhafte Be-

wegung durch die gaffende Menge. Alles ſchaut nach der Mündung des Platzes. Schmucke Ulanen ſprengen daher. Hinter ihnen eilen Saïs oder Vorläufer mit dem Heroldsſtab in der Hand, einer vierſpännigen Staatskutſche voraus: Der Khedive kommt, begleitet von drei Miniſtern. Ihre goldſtrotzenden Uniformen ſchimmern in der Sonne. Der rote Fez bedeckt ſchlicht ihr Haupt. Der Khedive iſt nur dadurch kenntlich, daß er den Zuruf des Volkes mit läſſiger Handbewegung erwidert. Wie er ſich dem Kiosk nähert, wo ſein Thronſitz aufgeſchlagen iſt, werden Salutſchüſſe gelöſt. Prächtig iſt ihre Wirkung auf die ſtolzen Araberhengſte: ſie heben den kurzen, feinen Kopf empor, blähen ihre Nüſtern und wiehern kampfesmutig. Nach Verlauf von fünf Minuten betritt ein ſeltſamer Aufzug den Feſtplatz. Es iſt die Prozeſſion des Machmal. Eine grüne Fahne wird ihr vorausgetragen. Mekkapilger folgen; nun kommt der Kiswe, getragen von einem auffallend ſchönen, ſtolz dahinſchreitenden Kamel, dahinter berittene Pfeifer und Hoboen-Bläſer. Dreimal beſchreibt dieſer Zug einen Kreis, dann wendet er ſich der Stelle zu, wo der Khedive thront. Wir können dem Vorgang, der ſich jetzt ereignet, nicht folgen. Unſer Dragoman aber will wiſſen, daß nun der Khedive der Karawane ſeine Opfergabe überreiche und das Kamel, das den heiligen Teppich trägt, küſſe. Auch ſeine Miniſter ſollen ein gleiches thun. Während dieſer feierlichen Scene rollen donnernd die Salutſchüſſe über den Platz.

Hierauf nimmt der Khedive die Parade ab. Es iſt ein glänzendes Spiel, halb europäiſch, halb orientaliſch. Die Ulanen, deren Lanzen mit rotgrünen Fähnlein verziert ſind, erregen am meiſten Bewunderung. Geordnet und doch wild jagen ſie vorbei. Ihnen folgt die ſchmucke Artillerie, die ihre Geſchütze auf Mauleſel verpackt hat. Füſeliere mit auffallend langen Bajonetten und Dragoner beſchließen den Zug. Kanonenſchüſſe verkünden den Schluß der Parade. Der Khedive beſteigt wieder den Wagen

und verläßt, von Ulanen und Saïs begleitet, den Rumêle-Platz. Sein Harem folgt: funkelnde Equipagen fahren vor, Eunuchen öffnen den Schlag, weißgekleidete Damen erscheinen, meist hohe, schöne Gestalten mit weißen, duftigen Schleiern, die von hohen runden Mützen herabfallen. Rasch verschwinden sie in den geschlossenen Landauern und rollen ihrem Herrn nach. Der Wegzug des Khedive giebt das Signal zur allgemeinen Auflösung.

Wir suchen die Mamelucken-Gräber auf. Auf Schritt und Tritt begegnet man in Ägypten Grabmonumenten. Das Nilland steht, wie überhaupt der Orient, im Zeichen des Grabes, Schutt und Mumienmoder sind seine Ornamente.

Unsäglich verwahrlost sind diese Grabstätten der Mamelucken, jener gewaltthätigen Emporkömmlinge, die Jahrhunderte lang Ägypten beherrscht und ausgesogen haben. Am 1. März 1811 brach Muhammed Ali, der Schöpfer des modernen Ägypten, durch einen blutigen Gewaltstreich ihre Herrschaft für immer, indem er 480 Mamelucken-Beys auf die Citadelle einladen und hier auf ein gegebenes Zeichen niedermetzeln ließ. Von den 480 Mamelucken entrann nur einer namens Amin Bey, den sein edles Roß in todesmutigem Sprung über die Brustwehr der Citadelle rettete.

Trümmer und Moder der Mamelucken-Gräber vermögen uns nicht lange zu halten. Gerne kehren wir ihnen den Rücken und wenden uns der Citadelle zu. Wir passieren das mächtige Bab-el-Azâb, das von den Soldaten des weltbeherrschenden Albion, das über Ägypten die Souveränität ausübt, bewacht ist und betreten die Alabaster-Moschee. Da es im Orient als fränkische Unsitte gilt, das Innere einer Moschee oder auch nur eines Hauses mit staubigen Schuhen zu betreten, so sind wir genötigt, entweder, wie die Araber, uns unserer Schuhe zu entledigen, oder uns weite Sandalen anschnüren zu

laſſen. Wir ziehen das letztere vor. Mancher verliert ſchon nach den erſten Schritten dieſes heilige Schuhzeug. Sofort iſt ein backſchiſch-hungriger Ägypter bereit, es wieder feſtzuneſteln. Geſchieht dies nicht, ſo läuft der Chriſt Gefahr, aus der Moſchee hinausgeworfen zu werden.

Das Innere des Moſcheenhofes mutet uns wie ein zu Stein gewordener phantaſtiſcher Traum eines architektoniſchen Genies an. Er bildet ein Viereck. Schlanke Alabaſterſäulen tragen graziöſe Rundbogen, die die luftigen Säulenhallen des Moſcheenhofs überwölben. In der Mitte des Hofes fließt die Hanefiye, der Brunnen für die rituellen Waſchungen. Der feenhaft ſchöne Anblick dieſes Säulenhofes nimmt uns gefangen. Hinter ihm tritt die Moſchee, ſo einzigartig ſie iſt, zurück. Sie iſt ein von Säulen getragener Kuppelbau. Die große Mittelkuppel iſt flankiert von vier Halbkuppeln, die wieder in ihren Kreuzungen von vier kleinen Vollkuppeln begrenzt ſind. Im Hintergrund befindet ſich in der Richtung nach Mekka die Gebetsniſche. Der Raum davor iſt mit weichen Teppichen belegt. Vor der Gebetsniſche ſteht das umfangreiche Pult für den Koranleſer, rechts davon die Kanzel.

Gedämpft fällt das Licht durch die farbigen Fenſter. Die Moſchee wurde erſt 1857 vollendet. So großartig aber auch der Phantaſieeindruck iſt, den ſie auf den Beſchauer macht, ſo wenig befriedigen doch ihre Details. Die Unfähigkeit des ſemitiſchen Geiſtes, ein großes Ganzes ſyſtematiſch auszudenken und durchzuführen, ließ auch dieſes Bauwerk nicht jene Vollkommenheit erreichen, die dem Eindrucke ruft: ſo und nicht anders kann es ſein.

Wir gehen um die Moſchee auf eine Terraſſe an der Südweſtſeite. Zu unſeren Füßen liegt Kairo, gelb in gelb. Seine alten arabiſchen Viertel gleichen mehr Trümmerhaufen als Wohnſtätten lebender Menſchen; reich und glänzend dagegen ſind die

modernen Teile der Stadt, die von vornehmen Ägyptern und Europäern bewohnt sind. Phantastisch und barock ragen die Moscheen mit ihren Minaretennadeln aus dem einförmigen Häusermeer empor. Die lybische Wüste reicht fast in das Herz von Kairo; es ist, wie wenn der Tod seine knöcherne Faust nach dem blühenden Leben ausstrecke. Die Stadt wird westlich vom Nil umströmt. Wie das Leben selbst, funkelt der Strom im Glanz der Mittagssonne; er bringt sein Wasser aus dem Herzen Afrikas, von himmelanstrebenden Bergen in diese sandigen Niederungen, die Wüste zum Kulturland umgestaltend. Jenseits des Nils ragen, alles beherrschend, die Pyramiden von Gizeh hervor. Scharf zeichnen sich ihre Umrisse am Horizont ab, unvergängliche Monumente vergangener Titanenkönige. Etwas weiter nach Süden sind die Pyramiden von Sakkara sichtbar, sie stehen wie die von Gizeh am Rande der Wüste. Die tiefsten gesättigsten Farbentöne zaubert die mittägliche Sonne hervor und über allem wölbt sich tiefblau und unermeßlich, wie das Universum, der Himmel über der endlosen Wüste.

Von der Citadelle führt unser Weg zu der in den Jahren 1356—99 erbauten Sultan-Hassan-Moschee. Dieses einzig schöne Denkmal muhammedanischer Baukunst gleicht leider eher einer Ruine als einer noch jetzt in Gebrauch stehenden Moschee.

Mächtige Tonnengewölbe umgeben wie riesige Thore den Moscheenhof. Ein kunstvoller Schriftfrieß schmückt die Wände der weihevollen Hallen. Hanesiye, Kanzel und Lesepult sind zerfallen. Das stört aber den frommen Muhammedaner nicht, der sich eben auf den Gebetsteppich niederläßt, um seine Andacht, gen Mekka gewandt, zu verrichten. Hinter dem Allerheiligsten erhebt sich ein stilvoller Kuppelbau, der den einfachen Sarkophag Sultan Hassans, des Erbauers der Moschee, birgt. Trotz des Zerfalls ist der Eindruck des Ganzen immer noch bedeutend. Der geniale, architektonische Gedanke, der den Bau beseelt, ruht

verklärend auf den Formen, die die Gleichgültigkeit der Muhammedaner gegen historische Denkmäler, verfallen läßt. Der Verehrer des Islam hat eben wenig oder keinen historischen Sinn. Er ist zu sehr Nützlichkeitsmensch, um das historisch Ehrwürdige zu erhalten. Er baut am liebsten Neues und überläßt das Altersschwache seinem Schicksal.

Es ist Mittag geworden und wir eilen hungrig ins Hotel zurück.

Am Nachmittag fahren wir durch das enge, schmutzige und von Menschen wimmelnde Alt-Kairo. Es ist das Fostat der Araber, die Mutter der so glänzenden, modernen Tochter. Die Moschee Amr ibn-el-As thut es uns an. Sie ist vom Feldherrn des Kalifen Omar erbaut worden; aber wenig oder nichts ist von der ursprünglichen Anlage mehr übrig. Die Säulenhallen an den beiden Längsseiten sind zusammengefallen. Prächtig dagegen ist das sechsschiffige Sanctuarium auf der Ostseite, dessen Säulenwald noch immer wie am ersten Tage überwältigend wirkt. Die Säulen freilich sind aus ganz Ägypten zusammengetragen und bilden ein Sammelsurium der verschiedenartigsten Kapitäle. Doch das vergißt man über der wundervollen Symetrie der Schiffe, die graziöse Hufeisenbogen überwölben. In der Nähe der Kanzel zeigt man eine Säule, die Omar auf Bitte seines Feldherrn Amr mit einem Peitschenhieb durch die Luft hierher befördert haben soll. Sie wurde der Grundstein der Moschee. Die Peitsche kriegte sie nach der Sage deshalb, weil sie zweimal dem Worte des Herrschers getrotzt habe. Wie ein Pfeil soll nach dem Peitschenhieb die marmorne Walze nach dem Bauplatz geflogen sein. Im Moscheenhof pflegten sich weiland die Mekkapilger zu versammeln, und noch heute sollen sich hier die Verwandten der Mekkapilger in einer Nische an der Nordseite bis aufs Blut geißeln, um mit ihren Verwandten an dem Verdienst der Pilgerfahrt Anteil zu erhalten.

Ein anderes merkwürdiges Säulenpaar befindet sich in der Nähe des Eingangs der Moschee. Der Raum zwischen den beiden Säulen ist so eng, daß ein ausgewachsener Mann nur mit Mühe durchschlüpfen kann. Wer von den Mekkapilgern dies Kunststück fertig brachte, wurde zum Vorbeter der Pilgerkarawane ernannt. Da diese Ehre sehr begehrt war, so konnte man vor Zeiten Monate lang dünnleibige, ehrgeizige Anhänger des Propheten sich darin üben sehen, zwischen den beiden Säulen sich durchzuzwängen. Natürlich ward dem dürren Vorbeter auch das Paradies zugesichert.

Unweit der Moschee erhebt sich ein altes Kastell. Ein niederes Festungsthor aus der Römerzeit führt in sein Inneres. Es besitzt ein ebenso einfaches wie sinnreiches Schloß, bestehend aus Querbalken und Vorlegholz, das durch einen bestimmten Handgriff, mittels eines gebogenen Hebelholzes zu entfernen ist. Wir schlüpfen durch dieses Nadelöhr und befinden uns im ägyptischen Babylon, dem Fort, das Jahrhunderte lang eine der Legionen beherbergte, die Ägypten für die römischen und byzantinischen Kaiser in Gehorsam hielt. Heute haben hier Juden und Kopten ihr Quartier aufgeschlagen. Schmutzige und winklige Straßen führen zu der einzigen Sehenswürdigkeit des Kastells, der koptischen Kirche Mâr-Girgis (St. Georg). Sie stammt angeblich aus der vorislamischen Zeit, doch kann nur die Krypta auf so hohes Alter Anspruch erheben, von der die Sage geht, daß sie der Jungfrau Maria auf der Flucht nach Ägypten zur Herberge diente. Diese ehrwürdige Kirche ist eine schmucklose, dreischiffige Basilika. Mitten in der ägyptischen Welt des Islam that es uns wohl, an dieser Stätte altchristlicher Anbetung zu weilen. Wir steigen, von der lungenkranken Frau des koptischen Priesters geleitet, in die kleine, gewölbte dreischiffige Krypta, das Heiligtum der Kirche, hinab. Es ist ein feuchter, unfreundlicher Ort. Hätten wir die Tradition zu

machen gehabt, so hätten wir der Maria gern ein freundlicheres Quartier ausgesucht als diese unterirdische Höhle.

Beim Verlassen der Kirche nahen uns hübsche, koptische Mädchen, zeigen uns ihr Christenzeichen, ein in den Arm tättowiertes Kreuz, und betteln anmutig und unwiderstehlich um Backschisch. Alles scheint im Orient zu betteln: Muhammedaner, Juden und Christen.

Von Alt-Babylon bringt uns ein Boot über einen schmalen Nilarm auf die Insel Rhoda. Die christliche Phantasie verlegt die Auffindung Mosis hierher. Diesmal verrät sie wirklich Geschmack, denn einen idyllischeren, entzückenderen Ort hätte sie nicht aussuchen können. — Wie ein Traum fließt hier das Wasser dahin. Dort in jenem wogenden Schilf konnte Jochebed ihr schönes Kind bergen, und die sanft fließenden Wasser sind wie geschaffen, die Pharaonentochter Termutis zum erquickenden Bade einzuladen. Wie eine „Insel der Seligen" mutet uns Rhoda an. Sie ist bebaut mit einigen Palästen. Orangen- und Citronenbäume, umwunden von mächtigen Weinreben, wiegen neben üppigen Bananen ihre fruchtschweren Wipfel im Winde. Ein balsamischer Wohlgeruch erfüllt die Luft. Wir durchschreiten die Insel, um am jenseitigen Gestade überrascht am eigentlichen Nil Halt zu machen. Still und majestätisch strömt er im Abendschein, flüssigem Golde gleich, dahin. Ein seliger Friede schwebt über der Landschaft. Duftig winken aus der Ferne die Pyramiden von Gizeh. Reiher und Flamingos stolzieren an den Ufern. Melancholischer Gesang dringt zu uns herüber. Einige junge Ägypter haben ihn angestimmt, die dort am Ufer sich niedergelegt haben. Wie ein Schlummerlied dringen ihre eintönigen Melodien an unser Ohr. Der Zauber des Nils nimmt uns gefangen. Zum erstenmale in Ägypten beschleicht uns der Wunsch: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen". Ein Pascha hat hier ein gleiches empfunden und sich eine

lauschige Villa an das Nilufer gebaut. Aber seitdem er gestorben ist, liegt die Villa unbewohnt da, unaufhaltsamem Zerfall preisgegeben; denn an ihre Thüre hat der arabische Aberglaube die Seele des Verstorbenen als Schreckgespenst gesetzt. Ängstlich hütet sich jeder gläubige Ägypter, das verwünschte Haus zu betreten.

Auf der Insel befindet sich der für König und Volk gleich wichtige Nilmesser; denn je nach seinem hohen oder niederen Stand werden die Steuern Ägyptens hoch oder nieder angesetzt. Dieses Jahr steht er leider so tief, wie nie seit Menschengedenken. Nur die tiefgelegenen Äcker hat im Herbst der befruchtende Nilschlamm erreicht; die höheren liegen dürr und brach da. Auch die Nilschiffahrt leidet. Bereits sind verschiedene Dehabijen bei Assuan im Nilsand stecken geblieben und müssen nun auf den Augenblick warten, wo im Juli die Flut wieder steigt, um heimzukehren. Im Oktober erreicht die Flut ihren Höhepunkt.

Auch ein Heiligtum bewahrt die Insel Rhoda: es ist der ehrwürdige Mandura-Baum, den die Kairener den „großen Arzt" nennen. Fatima, die Lieblingstochter des Propheten soll ihn gepflanzt haben; doch noch im 16. Jahrhundert wird er nicht erwähnt. Kranke und Sieche pilgern zu ihm, knieen an seinen Wurzeln nieder und sprechen Gebete. Manche scheinen erhört worden zu sein, denn die breiten Äste des Baumes hängen voll von Kleidungsstücken aller Art: es sind die Votivgaben der Genesenen. Doch so sehr uns Rhoda mit seinem Zauber gefangen nimmt: wir müssen scheiden. Wieder durchqueren wir den Nilarm des Nile und fahren durch die lärmigen Straßen von Alt-Kairo, belagert von schmauchenden und Kaffee trinkenden Kairenern, in die moderne Villenstadt, die den Nil entlang erbaut ist: stolze Sitze in paradiesischer Umgebung. In den vergitterten Gärten rauschen hochragende Palmen, duften Orangen und Citronen-

bäume, die eben in voller Blüte ſtehen. Die Villen ſind in einem wunderlichen, aber überaus maleriſchen Miſchmaſch von arabiſchem und Renaiſſance-Stil erbaut.

Über die grandioſe eiſerne Nilbrücke geht's ans jenſeitige Ufer. Dort ſteigen wir auf eine Dehabije, wo uns unſer liebenswürdiger Führer, Dr. Benzinger, einen willkommenen Thee bereitet hat.

Ein Nubier führt uns in die Kajüte, wo der Thee eingenommen wird. Nachher begeben wir uns auf das Deck. Die Sonne ſchickt ſich eben an, hinter den gelbroten Wellenbergen der lybiſchen Wüſte unterzugehen, Land und Strom mit goldigem Duft umwebend. Sonniger Friede liegt über dem Nilthal; nur von der eiſernen Brücke her raſſelt und lärmt das profane Leben. Nachdem die Sonne im Weſten verſunken iſt, ſcheint es noch wilder und drohender zu tönen. Die Dämmerung mit ſtillen, dunklen Schwingen fliegt lautlos über das Land; doch wie Diamanten ſtrahlen am jenſeitigen Ufer die aufblitzenden Lichter aus dem düſteren Nachtſchleier, der Kairo umwallt. Sie mahnen zum Aufbruch. Schon iſt das Nachtleben in den Straßen erwacht, als wir in raſcher Fahrt heimkehren.

Der Vollmond ſtand in ſeiner magiſchen Pracht am ſüdlichen Himmel und erhellte die dunkeln Straßen, als wir nochmals einen Ritt durch das arabiſche Viertel Kairos unternahmen. Bilder niedriger Leidenſchaft traten uns da entgegen, die wir mit dem Schleier der Nacht zugedeckt laſſen wollen. Durch das Bab-en-Naſr ritten wir hinaus auf einen arabiſchen Friedhof. Seine Grabmäler mit den beiden phantaſtiſchen Säulen zu Häupten und zu Füßen warfen im Mondſchein geſpenſtige Schatten. Kaum einen Meter hoch ragen ſie im länglichen Viereck über den Erdboden. Die Grabkammern ſind zweiteilig; die eine Hälfte iſt für den Mann, die andere für die Frau be-

ſtimmt. Man pflegt ſie deshalb ſo hoch zu bauen, damit die Toten ſich darin aufrecht ſetzen können, wenn ſie in der erſten Nacht nach der Beiſetzung, von den Engeln Munkar und Nekir über die Handlungen ihres Lebens geprüft werden. Auf dem Felde der Toten regt ſich geſpenſtiges Leben: Bettler und wilde Hunde haben ſich hier ihre Schlafſtätten ausgeſucht; beide werden durch die nächtlichen Reiter aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt. Während die Menſchen uns nur verwundert anſchauen, verfolgen uns die Hunde mit wütendem Gebell. Nach etwa zehn Minuten iſt der Friedhof durchquert und die einſame, regungsloſe Wüſte nimmt uns auf. Uns iſt, als hörten wir hier über die lautloſen Sandhügel die Mitternacht atmen. In gelbem Lichte ſtrahlt der Mond auf die Wüſte herab und webt um ihre verſtreuten Felſen und Wellenberge geheimnisvolle Schatten. Da und dort huſcht ein Schakal durch das Halbdunkel. Aber da er in uns harmloſe Nachtwandler erkennt, legt er ſich wieder furchtlos in den Sand nieder. Aus der Ferne ſchlägt ein heiſeres Heulen an unſer Ohr; es mag eine Hyäne ſein, die den Toten nachgeht. Weltfernen Sonnen gleich kreiſen die Sterne funkelnd in ihren ewigen Bahnen und ziehen die Seele empor, aus dem Wirrwarr des Lebens in die himmliſche Harmonie. Nach der Nacht der Sünde, die wir kurz zuvor geſchaut, empfinden wir um ſo ſchärfer den Unterſchied zwiſchen oben und unten, zwiſchen dem Dunkel der Sünde und der Welt des Lichts. Platens ergreifendes Nachtlied klingt in unſerer Seele an:

Es drehte ſich oben, unzählig entfacht,
Melodiſcher Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten ſacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuſchend entlegene Fernen.

Da tauchen die Kuppeln der Kalifengräber vor unseren Augen auf. Scharf heben sich ihre beschatteten Teile vom Mondhimmel ab, in den wie riesige Steinnadeln ihre Minarete empor steigen. Die gelbe Wüste nimmt im Mondlicht einen graurötlichen Schimmer an, während die umschatteten Stellen tiefschwarz erscheinen. Wir halten auf einer Anhöhe, um die wundersame Scenerie ganz überschauen zu können. Es liegt eine weihevolle Stimmung über diesen sandigen Hügelwellen. Der Friede scheint hier seine Heimstätte zu haben.

Mitternacht ist längst vorüber, als wir unsere Tiere heimwärts lenken. In raschem Trabe geht's der Stadt zu. Bald glänzen ihre Lichter vor uns auf. Wir reiten durch ein dunkles Thor und wieder umfängt uns das wilde Leben Kairos mit seiner Nervosität und seiner Sünde. Unsere Esel geraten in einen starken Galopp; hell klingt das Tra-trapp, tra-trapp ihrer Hufe vom Steinplaster der Straßen wieder. Die ägyptischen Treiber, die uns begleiten, kommen kaum nach. Ehe wir's uns versehen, sind wir zu Hause. Müde von dem reichen, abwechslungsvollen Tage suchen wir das Lager auf, um uns zur Besteigung der Pyramiden am nächsten Tage zu stärken.

* * *

20. März. Als wir am Morgen zum Fenster hinaus blickten, bedeckten trübe Wolken den Himmel, so daß unsere Hoffnung auf eine schöne Fahrt zu den Pyramiden wie ein schnelles Strohfeuer in sich zusammensank. Wir wurden jedoch getröstet mit der Versicherung, daß in Ägypten oftmals ein nebliger Morgen der Vorbote des heitersten Tages sei. Also gutes Muts! Um 7½ Uhr machten wir uns auf die Fahrt. Auf der eisernen Nilbrücke begegnete uns eine endlose Kamelkarawane, die Gras in die Stadt brachte. Sie bot ein überaus malerisches Schauspiel. Neben den graubraunen Dromedaren, die zur Rechten und zur Linken mit

mächtigen viereckigen Grasbündeln bepackt waren, schritten fröhlich schwatzend und scherzend sonnengebräunte Fellachen, in bunte, bis auf die Knöchel niederwallende Burnusse gehüllt. Die Zollstätte jenseits der Nilbrücke, wo der Stadtzoll erhoben wird, glich einem riesigen Beduinenlager und bot die wechselvollsten Bilder. Immer neue Karawanen näherten sich der Stadt. Dazwischen sprengten auf niederen Eselskarren muntere Fellachenweiber daher, in der Hoffnung, ihr Gemüse in der Stadt vorteilhaft verkaufen zu können. Wie die Weltstädte an der Themse, der Seine und der Spree, so gleicht auch Kairo einem Riesenschwamm, der jeden Morgen aufs neue in sich aufsaugt, was reichen Gewinn erstrebt.

Lebbach-Bäume, Akazien und Sycomoren beschatten unsere Straße. Wie sehr die Nilstadt darnach strebt, auf der Höhe der Kultur zu stehen, beweist der elektrische Tram, der eben neben uns herschnurrt. Das weite Nilthal prangt in seinem saftigsten Frühlingsgrün. Die wohlbebauten Felder sind von zahllosen Kanälen durchschnitten. Da und dort weitet sich eine Wasserstraße zu einem kleinen See aus, der von weißen Kuhreihern und Geiern umflogen wird.

Es ist kalt heute morgen. Von der berühmten, afrikanischen Hitze merken wir sehr wenig; wer seinen Überrock vergessen hat, muß es mit Gänsehaut büßen. Es ist ein Trost, daß die Pyramiden uns immer näher rücken. — Sachte steigt die Straße bergan. Vor den Pyramiden lagert in erhabener Wüsteneinsamkeit auf einer Sanddüne das Mena-Haus, ein comfortabler Kurort für Brustkranke. Eine sandverwehte Straße führt zu den Pyramiden empor. Noch vermag die Sonne nicht durch die Nebel zu brechen, die wie zerfetzte Schleier um die Häupter der Pyramiden flattern. An Aussicht ist nicht zu denken. Wir entschließen uns deshalb, zuerst die Sphinx und den Granittempel zu besuchen und dann einen Ritt um die Pyramiden zu machen. Kaum haben die Beduinen unsere Absicht erraten, so

umdrängen sie uns mit ihren Kamelen, um sie uns anzubieten. Es fehlt nicht viel, so reißen sie uns noch Arme und Beine aus, so gierig sind sie, uns auf ihre langbeinigen Tiere zu packen. Energisch tritt unser Dragoman ins Mittel, hält die gelbbraunen Kerle mit seiner Reitpeitsche in Respekt und mietet dann gelassen die Reittiere. Diese legen sich zur Besteigung in den Sand. Wir sitzen auf und machen es uns rittlings, oder mit gekreuzten Beinen auf den unförmigen Sätteln bequem. Nun lassen die Treiber die Dromedare sich erheben, die zuerst mit den Hinter- dann mit den Vorderbeinen aufstehen. Das Wüstenschiff schaukelt beim Aufstehen so bedenklich, daß wir uns krampfhaft am Sattel festhalten müssen, um nicht in den Sand zu purzeln; hierauf setzt es sich in Bewegung. Bei jedem Schritt des Dromedars schwanken wir in der Richtung von hinten nach vorne. Man kann auf diesen Kamelen noch seekrank werden! Doch da ist ja schon die Sphinx: ein kolossaler, liegender Löwe mit Menschenhaupt, den Sonnengott „Horus am Himmel" darstellend. Über die Erschaffung der Sphinx weiß unser Dragoman folgende Märe: „Chafrê, der Schöpfer der Sphinx, wollte sich einen ewigen Namen machen. Diesen glaubte er am ehesten dadurch erlangen zu können, daß er eine neue Gottheit erfand. Zu dem Ende habe er die beiden Könige der Schöpfung, Mensch und Löwe, zu einem Wesen vereinigt. Die Sphinx war erfunden." Mit ihrem Menschenhaupt und ihrem Tierleib ist sie eine geistvolle Verkörperung des geistigen und des animalischen Wesens der Menschennatur.

Leider ist die Sphinx schwer beschädigt: von dem mit der Königsschlange geschmückten Kopftuch ist wenig mehr erhalten. Nase und Bart sind abgeschlagen, aber noch immer ist das Haupt von überwältigender Majestät; noch immer blicken die Augen, wie vor Jahrtausenden, tiefsinnig in die Ferne, als wollten sie die Rätsel der Welt und des Menschenlebens ergründen;

noch immer spielt um den Mund ein überlegenes Lächeln, als wollte die Sphinx die Anstrengungen edler Menschen nach Vollkommenheit verspotten. Auf der Rückkehr aus dem Orient entstunden in Erinnerung an die Sphinx folgende Strophen:

## Sphinx.

Ich zog durch Länder und Meere
Mit Pilgerhut und Stab,
Und sah am Rande der Wüste
Der Pharaonen Grab.

Dort saß ich der Sphinx zu Füßen,
Lauscht' ihrem Rätselwort,
Das tönt wie ein Seufzer der Wüste
In meinem Herzen fort:

„Kennst du das göttliche Wesen:
„Es stürmt die Himmel mit Macht;
„Doch stürzt es aus sonnigen Höhen,
„Wenn das Tier in ihm erwacht?"

„Es denkt den höchsten Gedanken
„Und träumt den schönsten Traum,
„Und wenn die Lust sich reget,
„Wird alles eitel Schaum."

Ich sah der Sphinx in das Antlitz:
Verführerisch lachte ihr Mund,
Doch traumvoll blickten die Augen,
Wo noch manch Rätsel stund.

Und sinnend wallte ich weiter,
Und stets vernahm ich ihr Wort:
Ich hört' es auf Golgathas Hügel,
An des heiligen Grabes Pfort'.

Und immer werde ich's hören,
Erleben mit Herz und Sinn,
So lang' ich ein Pilger auf Erden,
Ein Menſch unter Menſchen bin.

Faſt zu den Füßen der Sphinx liegt der Granittempel, der erſt im Jahre 1853 aus dem Wüſtenſande wieder ausgegraben wurde. Es iſt ein aus koloſſalen roten Granitquadern von Aſſuan erbauter Totentempel, einfach, ohne Ornamente, aber gerade durch dieſe Einfachheit großartig wirkend.

Um die Pyramiden herum reiten wir hoch zu Kamel. Mein Beduine iſt beſonders geſprächig. Er behauptet Franzöſiſch, Engliſch, Deutſch, Ungariſch und Arabiſch ſprechen zu können, und in der That radebricht er in allen dieſen Sprachen, aber ſo arabiſch hart und guttural, daß man ordentlich die Ohren ſpitzen muß, um ſeine Sprachbrocken zu verſtehen. Auch als Sänger produziert er ſich. Während wir an den Grabkammern vorbeireiten, die in dem ſandigen Thalgrund hinter den Pyramiden in die Felſen gehauen ſind, ſingt er uns ſeine arabiſchen Liebeslieder vor; es iſt ein wehmütiger, melancholiſcher, näſelnder Geſang. Jedes der kurzen Liedchen beſteht nur aus einer Strophe und endet in einem mißtönigen, ſchrillen Juchzer. Mit leuchtenden Augen lauſchen die Beduinen dem Geſang ihres Stammesgenoſſen und ſpenden ihm Beifall, indem ſie die zuſammengeklatſchten Hände in eigentümlicher Weiſe nach unten, gegen die Erde biegen.

Unſer Ritt iſt vollendet. Inzwiſchen haben ſich die Wolken verzogen. Wir halten vor dem Häuschen, wo man die Billete zur Beſteigung der Pyramiden kauft. Unſerer vier entſchließen ſich, das Wagnis zu unternehmen. Am Fuß der Pyramiden lagern in maleriſchen Gruppen die Beduinen, die uns beim Aufſtieg behilflich ſein wollen. Es ſind meiſt hochgewachſene, ſchwarzbraune Männer in ſchwarzen Burnuſſen und weißen Unterkleidern. Ein alter Scheich teilt einem jeden von

uns drei seiner Leute zu. Die Besteigung beginnt. Zuerst klimmen wir auf einem steilen Pfad zur Grabkammer empor, dann hebt das eigentliche Klettern von Quader zu Quader an. Zwei Beduinen steigen einem jeden voran und helfen ihm an schwierigen Stellen, indem sie ihn an den Armen nachziehen; ein dritter schiebt von hinten. Es ist ein hartes Stück Arbeit, doch bei weitem nicht so mühselig, wie es oft geschildert wird. Das Klettern setzt den Beduinen nicht wenig zu. Sie schnaufen wie die Rennpferde. Der eine ist offenbar lungenleidend, denn er hustet tief und hohl. Er gesteht, daß ihn sein rechter Lungenflügel seit längerer Zeit infolge einer Erkältung schmerze. Es wundert mich auch nicht; denn ein schneidender, kalter Wind weht um die Pyramiden-Häupter. Dreimal machen wir Halt und ruhen von den Strapazen aus. Wir fühlen die Anstrengung des Kletterns besonders in den Muskeln des Oberschenkels. Endlich sind wir oben. Vor uns liegt die erhabenste Aussicht. Während im Nilthal blühendes Leben die Triften schmückt, dehnt sich hinter uns, gelbbraun, in unabsehbaren Wellenhügeln die lybische Wüste. Vom Gipfel unserer Cheops-Pyramide gewahren wir in der Ferne die Pyramiden von Abusir, Sakkara und Daschur. Nordwärts glaubt das Auge durch den schwindenden Morgennebel das tiefblaue Mittelmeer zu entdecken. Silbern zieht sich in schönlinigen Windungen der Nil durch die im Sonnenschein zitternde und flimmernde Landschaft. Doch die Wüste zieht immer wieder unseren Blick auf sich. Eine magische Anziehungskraft übt diese überwältigende, ewige Stille aus. Das haben auch die christlichen Anachoreten der ersten Jahrhunderte, die Väter des Mönchtums, empfunden, die sich in der thebaischen Wüste ansiedelten. Hier wehen die Schauer der Unendlichkeit und der Rand der Wüste wird zur Pforte der Ewigkeit. Einen stilleren Friedhof als diese Wüste konnte es nicht geben und die Grabes-Pyramiden mit ihrem Mumienmoder

wurden jenen antiken Mönchen zu einem beständigen memento mori. An jedem Abend, wenn die Sonne vor ihrem Erlöschen die Spitzen der Pyramiden verklärte, da schienen sie über das älteste Kulturland der Erde wehmütig zu leuchten: „sic transit gloria mundi." Hier fühlte sich die Himmelsstürmerin Seele Gott näher. Es war hier leichter, sich ganz Gott auszuliefern und zu heiligen, denn die Versuchung der Städte war fern, zudem ließ der trockene Sand das Blut langsamer kreisen.

Wir stehen sinnend auf dem Gipfel der Cheops-Pyramide und lassen die Jahrtausende an uns vorüberziehen. Das Geistesauge sieht titanische Pharaonen hunderttausende von Arbeitern zum Bau ihrer Grabmäler zwingen, schaut Assyrer, Perser, Griechen und Macedonier unter ihrem Königsaar Alexander, und eherne Römerlegionen an den Pyramiden vorbeischreiten und endlich auch Napoleon, mit ehrgeizverzehrter Seele und einem phantastischen Weltherrschaftstraum, ihnen nahen und das innere Ohr hört ihn am Fuß der Pyramiden seine Soldaten entflammen mit dem geistvollen Feldherrnwort: „Songez que du haut de ces monuments quarante siècles vous contemplent!" (Denket daran, daß von der Spitze dieser Denkmäler 40 Jahrhunderte auf euch niederschauen). Wir glauben hier den Flügelschlag der Zeit zu vernehmen und lauschen ihrem Rauschen am Rande der lautlosen Wüste. Da tritt plötzlich mein brustkranker Beduine zu mir, zeigt pathetisch auf die Wüste hinaus und radebricht in gebrochenem berliner Jargon: „pyramidal! — kolossal! — schneidiges Lokal!" — Diese Leutnants-Weisheit im Munde eines Beduinen giebt uns mit heiterem Lachen der Gegenwart wieder; das Lächerliche hat das Erhabene besiegt.

Leicht, fast mühelos geht der Abstieg vor sich. Nur bei den hohen Quadern in der Mitte der Pyramide sind wir über die helfenden Beduinenarme froh. Glücklich kommen wir unten an und

erfahren, daß es einem Glied unserer Gesellschaft schwindlig geworden sei, weshalb es vom Aufstieg abstehen mußte.

Nach einem frugalen Imbiß im Restaurant zu den Pyramiden lenken wir nach Kairo um und besuchen noch unterwegs das Museum von Bulak, dessen Dorfschulze uns durch seine individualisierende, realistische Kunst besonders in der Erinnerung haftet. Einen tiefen Eindruck machen uns auch die menschlichen Überreste des weltbeherrschenden Ramses II. und anderer großer Pharaonen. Noch immer sind ihre ebenso mächtigen, wie feinen Gesichtszüge erhalten: Königsgestalten auch noch im Tode. Mancher Sarkophag barg merkwürdig verkrümmte Leichen, vermutlich Scheintote, die, vielleicht mit Wissen, zu früh begraben wurden, um in der Gruft zu grausigem Tod zu erwachen. Auch die Kleinkunst Ägyptens stellt sich uns in kostbaren Goldarbeiten dar: eine vergangene Welt ist hier wohlgeordnet wiedererstanden. Doch nur flüchtig können wir sie durchwandern. Die späte Stunde mahnt zur Heimkehr.

Am Abend reiten meine Frau und ich noch zu einem letzten Abschiedsblick auf den Mokkatam, das Felsengebirge, das Kairo beherrscht. Eben steht die Sonne, wie eine feurige Scheibe, auf den westlichen Sanddünen und überzieht mit einem duftigen Rosenflor das Nilland. Zu unseren Füßen liegt die Citadelle von Kairo, aus der eben die Fanfaren der englischen Besatzung herübertönen. Wir nehmen wehmütig Abschied von dem Wunderland am Nil, und richten unsere Blicke nach Kanaan.

# Jeruſalem.

21. bis 22. März.

Die Koffer ſind gepackt, das Frühſtück iſt eingenommen, der Omnibus bereit. Wir beſteigen das umfängliche Fahrzeug zuſammen mit den Repräſentanten aller möglichen Nationen, worunter das anglikaniſche Element überwiegt. Im Sturm werden wieder die Coupees genommen und raſch die backſchiſch-hungrigen Träger befriedigt. Schwerfällig ſetzt ſich der Zug in Bewegung. Wir durchfliegen erſt fruchtbares Kulturland, dann hinter Abu Hammad die Wüſte. Dort zieht eine Beduinen-Karawane ihres Wegs, Kamel trabt hinter Kamel: uns iſt's, als ſähen wir die Brüder Joſephs nach Ägypten wandern, um Getreide aus den Fruchtkammern des Nil zu holen.

Wie ſtabil iſt doch der Orient! Jahrtauſende ſind faſt ſpurlos an ſeinen Sitten vorübergegangen. Was vor vier Jahrtauſenden Brauch war, iſt heute noch üblich.

In Ismaillya iſt Wagenwechſel. Wieder wildes Drängen und Stürmen. Jeder ſucht mit dem Egoismus des Reiſenden einen guten Platz zu gewinnen. — Die Fahrt geht den Suez-Kanal entlang. Eben durchquert ihn ein Oſtindienfahrer: Die Reiſenden zur See und zu Land begrüßen ſich gegenſeitig. Das bringt Abwechslung in das troſtloſe Einerlei der Landſchaft. Wir ſind froh, als Port-Said vor unſeren Blicken auftaucht. Ein Fiaker bringt uns nach dem Hafen, wo wir uns mittels einer Barke auf dem Lloyd-Dampfer „Poſeidon" einſchiffen. Alte Bekannte von der „Habsburg" begegnen uns wieder. Sie haben gleichfalls einige Tage in Ägypten zugebracht und reiſen nun nach dem gelobten Land. Das Schiff iſt geräumig, aber alt und ſtarrt von orientaliſchem Schmutz. Doch was thut's? Eine Nacht iſt ſchon auszuhalten. Aber dieſe

Nacht ist stürmisch. Wir schlafen wenig. In der Kajüte herrscht ein unerträglicher Dunst. Mit Tagesanbruch steigen wir aufs Deck. Ostwärts wird ein niedriger Küstenstreif sichtbar: es ist die Küste von Philistäa. Da verdunkelt sich die Aussicht. Schwarze Wolken ballen sich am Horizont auf. Ein kalter Regen beginnt das Deck von Passagieren zu säubern. Wir stehen am Kiel des Schiffes und blicken palästinawärts. Die Umrisse von Jaffa erscheinen. Einen Augenblick vermag die Sonne durch Wolken und Nebel zu brechen. Ein goldener Sonnenstrahl flammt um die Türme und Zinnen von Jaffa; das heilige Land entbietet uns leuchtenden Gruß. Unser Herz schlägt höher. Endlich am Ziel! Aber es will keine ungetrübte Freude aufkommen; wieder verdüstert sich der Himmel und abermal fällt ein starker Regen. Ein heftiger Wind hebt an, die Wogen zu peitschen. Das Schiff schwankt bedenklich. Manche werden seekrank.

Wir halten vor Jaffa. Einen ordentlichen Hafen giebt es nicht. Wohl aber gefährliche Klippen und Untiefen. Rasselnd fällt der Anker in die Tiefe. Ungeduldig erwarten wir die Boote, die uns ans Land bringen sollen. Sie lassen lange auf sich warten. Auf dem Zwischendeck wimmelt es wie auf einem Ameisenhaufen von Christen, Juden und Arabern. Auch unsere Pilgergenossen von Olmütz sind darunter. Weder Wind noch Wellen vermögen ihre selige Freude, angesichts des heiligen Landes, zu dämpfen. Freudethränen glänzen in ihren Augen. Wonach Tag und Nacht ihr Sehnen stand, jetzt schauen sie's. Ihre Glaubens-Innigkeit beschämt uns. Wir wissen, daß wir oft im heiligen Land enttäuscht sein werden, sie dagegen erwarten in kindlichem Glauben nur Freude und Wonne. Was ist doch Bildung für ein Popanz! Sie nimmt den reichsten Blüten unsers Lebens oft den schönsten Duft.

Endlich sind die Landungsboote zur Hand. Wie Pakete wandern wir durch die Hände der Matrosen, bis wir im kleinen

Boot ſicher ſitzen. Aber noch im letzten Augenblick fordert Neptun ſchnöder Weiſe ſeinen Tribut von uns. Soll dies ein Omen ſein für das, was uns im heiligen Lande werden ſoll? wir hoffen es nicht!

Vier Stunden ſäumen wir in Jaffa. Es iſt eine ſchmutzige Stadt, aber vor ihren Thoren hat durch Rev. Wolters, Miſſionar der Church Miſſionary Society, und ſeine treffliche Gattin, lebendiges Chriſtentum eine geſegnete Heimſtätte. Noch wird das Haus Simons des Gerbers gezeigt, wo Petrus jene göttliche Offenbarung erhielt, die ihm kund that, daß das Evangelium nicht nur zu den Juden, ſondern auch zu den Heiden gehen müſſe; allein das Haus hat ſeinen Standort ſchon mehrfach gewechſelt. Das iſt das Schickſal mancher heiliger Häuſer in Paläſtina.

Am Nachmittag verlaſſen wir die Hafenſtadt, unſer Antlitz nach Jeruſalem kehrend. Wir fahren mit der Eiſenbahn bald durch blühende Fluren, bald durch ſüß duftende Orangengärten. Es iſt ein reich geſegnetes Land, dieſer Küſtenſtrich von Jaffa. Aber je weiter wir in das Innere dringen, deſto mehr nimmt die Fruchtbarkeit ab. Wir halten im Gebirge Juda unſeren Einzug. Immer höher ſteigt die Bahn. Die Maſchine keucht ſchwer. Nach vierſtündiger Fahrt iſt der Kamm des Gebirges erklommen. Wir blicken links aus dem Wagen. Mehrere neue Häuſer werden auf dem öſtlichen Bergkamm ſichtbar; es iſt Jeruſalem! Dieſer Name elektriſiert uns. Doch wer kniet da auf dem Bahndamm, und ruft kläglich und herzbeweglich: Backſchiſch! Backſchiſch! Es ſind zwei Ausſätzige, unverkennbar an ihren aufgedunſenen, ausſatzzerfreſſenen Geſichtern. Dieſe Ausſätzigen ſind die Herolde Jeruſalems. Ein letzter Ruck, der Zug ſteht ſtille. Wir verlaſſen die Wagen. Ein heiliger Schauer durchfährt uns, als wir den Boden Jeruſalems betreten. Bewegt drücken ſich die Pilger die Hand, während ihr Mund leiſe und innig ſpricht: Gott ſegne ſie in Jeruſalem!

Der Tumult des kleinen Bahnhofs macht der weihevollen Stimmung rasch ein Ende. Wir werden mit Sack und Pack in einen Wagen geladen und hinauf geht's zum Jaffathor. Wir lassen es rechts liegen und steuern dem einfachen aber guten Lloyd-Hotel zu, wo wir absteigen. Jerusalem vor dem Jaffathor ist eine ganz moderne Stadt. Dennoch übt der Name Jerusalem seinen Zauber aus. Immer singt und klingt in der Tiefe des Herzens dieser wundersame Name und erfüllt uns mit unaussprechlichem Glück. Nach dem Abendbrot treibt es uns noch, einen Gang in die Stadt zu machen. Herr Palmer, ein Chef unserer Reisegesellschaft, begleitet uns. Wir gehen zum Jaffathor zurück, passieren aber nicht das alte Thor, sondern den thorartigen Eingang, der im letzten Jahr für den Kaisereinzug gemacht worden ist.

Welch ein Gegensatz zu Kairo: Die Straßen sind heute Abend wie ausgestorben, wiewohl es erst acht Uhr ist. Kaum zwanzig Personen begegnen uns auf unserer Wanderung. Diese Stille berührt uns nach dem tollen Kairo wohlthuend. Wir haben wirklich das Gefühl, in der „heiligen Stadt" zu sein. Ob dieser erste Eindruck von Jerusalem anhalten wird? Durch die ausgestorbenen Bazarstraßen richten wir unsere Schritte der Grabeskirche zu. Bald grüßt uns mondumflossen ein schlichter, unregelmäßiger Bau, dessen antikes Portal allein auf architektonische Kunst Anspruch erheben kann. Es ist die Grabeskirche, die Golgatha und das heilige Grab zugleich umschließt. Wir geben uns rückhaltslos dem Zauber dieser Namen hin. Es ist doch ein seliges Ding um das Sein in Jerusalem! Durch winklige Stufengäßchen pilgern wir geleitet von unserem liebenswürdigen Führer heimwärts.

* * *

Ein glänzender Morgen ist über Jerusalem angebrochen. 23. März.

Ein christlicher Dragoman holt uns zu einem Gang nach der Grabeskirche ab. Wir passieren das französische Viertel mit seinen ebenso reichen, wie geschmackvollen Hospizen, die christlicher Barmherzigkeit dienen, und sehen die Straßen und Gäßlein im unbarmherzigen Tageslicht, durch die wir gestern im Dunkel der Nacht gegangen sind. Welch ein Kontrast! Was gestern reizvoll erschien, ist heute schmutzig und profan. Nervöses Leben pulsiert in diesen winkligen Verkehrsadern. Unter der Menge fallen die russischen Pilger besonders in die Augen. Beide, Männer und Frauen, zeichnen sich durch gedrungenen Körperbau aus. Ein langer pelzverbrämter Kaftan, den ein Gürtel umschlingt, fällt ihnen auf die Kniee herab, bis zu denen ihre hohen, plumpen Stiefel reichen. Auch die Frauen tragen Stiefel. Sie haben dunkle Tücher um den Kopf geschlungen. Die Männer dagegen tragen trotz der Hitze dicke Pelzmützen. Ich habe sie gerne, diese russischen Pilger. Die meisten haben überaus sympathische Gesichter. Lang fällt ihnen das blonde oder braune Haar in den Nacken herab. Wie in verzücktem Traume blicken ihre blauen Augen unter den weißen Stirnen hervor. Man vergißt ob ihrem Leuchten die meist plumpen, in der Mitte eingeknickten russischen Nasen. Der Mund ist gewöhnlich von einem langen Bart umschattet. Mancher trägt sein Reisebündel in der Hand. Der und jener birgt es unter dem Kaftan, was den abgehärmten Gestalten ein seltsames Aussehen giebt.

Ein Pope fällt uns besonders auf. Es ist eine hohe wohlgebaute Gestalt mit wallendem schwarzen Talar und Pilgerhut, unter dem lange, braune Haare in reicher Fülle hervorquellen und auf die Schultern herabfallen. Sein schneeweißes, geistvolles Gesicht, das ein brauner, lockiger Bart umrahmt, hat einen träumerischen Ausdruck. Er führt eine russische Bauernkarawane; mit eigentümlicher Sanftmut und Weihe waltet er

seines Führeramtes. Es ist, als ob die Heiligkeit des Ortes seine Stimme dämpfe. Angesichts dieser frommen Pilger, die weder Frost noch Hitze der langen Pilgerfahrt scheuen, wird uns der religiöse Zug in den Werken der großen, russischen Dichter Gogol und Tolstoi verständlich: sie haben teil an dem großen religiösen Gemeingut ihres Volkes.

Wir stehen vor der Grabeskirche. Da der türkische Wächter sie eben schließen will, muß klingende Münze uns Zugang verschaffen. Wir treten durch das große Portal in das Innere ein. Ein penetranter, widerlicher Geruch, wie aus einer Cisterne, schlägt uns entgegen. Das riecht mehr nach Menschen, als nach einem Heiligtum. Unheilig sind auch die türkischen Wächter, die links vom Eingang Nargileh gurgelnd oder Kaffee schlürfend, ihres Amtes warten. Sie haben schlagfertige Anhänger der sich gegenseitig befehdenden christlichen Kirchen in Schach zu halten.

Unmittelbar vor der Thüre liegt der Salbungsstein, der an der Stelle stehen soll, wo Jesus von Nikodemus zum Begräbnis eingesalbt wurde. Natürlich dürfen die Gräber des Nikodemus und des Joseph von Arimathia nicht fern sein. Unser Führer zeigt sie uns mit einem Gesichtsausdruck, der seinen Unglauben an die Tradition beredt kommentiert. Erst seit dem 16. Jahrhundert hat man sie hier gesucht. Durch einen altarreichen Gang gelangen wir zu einer schmutzigen Treppe, deren Stufen ebenso ausgetreten wie ihre Seitenwände abgegriffen sind; sie führt in die Helenenkapelle hinab. Es ist ein schmuckloser Raum. Während wir hier weilen, kommt ein dunkler Sohn der abessynischen Kirche und wirft sich unbekümmert um die Anwesenden vor dem Altar auf die Erde nieder und betet an, indem er mit seiner Stirne dreimal den Boden berührt. Dem einfachen Christen ist es gegeben, mit heiliger Andacht an diesen Stätten anzubeten, während bei uns die Kritik jede

gläubige Regung an den Ort niederhält. Wir ſtehen an der Stelle, wo die Kaiſerin Helena, die Mutter Konſtantins des Großen, einer Viſion zufolge das Kreuz Chriſti ſuchte und fand. Von einer Niſche aus, die durch einen Felsſpalt mit der Kreuzfindungs-Höhle verbunden iſt, überwachte ſie die Ausgrabung und ſpornte durch reiche Geldſpenden dazu an. Von der Kreuzfindungs-Kapelle ſteigen wir auf einer ſteilen und engen Treppe nach Golgatha empor. Es iſt eine Kapelle für ſich. Sie iſt zweiteilig: rechts wird der Ort der Annagelung, links der der Kreuzigung gezeigt. Hinter beiden ſind Altäre errichtet. Es wird uns ſchwer, unter all dem phantaſtiſchen Zierrat und Lampenkram die Stätte zu ſuchen, wo Jeſus die Welt erlöſt hat. Und doch möchten wir ſo gerne hier in Anbetung niederſinken. Aber jene Andacht bleibt fern, wo die Seele allein mit Gott iſt.*) Wir ſteigen von Golgatha herab, um die Grabkapelle aufzuſuchen. Es iſt ein reicher Marmorbau. Wir treten in den Vorraum, die ſogenannte Engelskapelle, und gelangen durch ein niederes Pförtchen zu dem eigentlichen Grab Chriſti. Der enge Raum bietet kaum für vier Perſonen Platz. Ein griechiſcher Prieſter hält Wache. Er weiht gegen Backſchiſch Roſenkränze und Kreuze und beſprengt die Gläubigen mit Roſenwaſſer. Viele Lampen, den verſchiedenen Kirchen angehörend, ſchmücken den Raum. Wie auf Golgatha bleibt auch hier das Herz kalt und verſchloſſen. Es iſt uns unmöglich, an dieſer Stätte das größte Heiligtum des chriſtlichen Glaubens zu finden.

Durch enge Straßen, in denen ſich Pilger aller chriſtlichen Nationen ſtoßen und drängen, winden wir uns zu dem Muriſtan durch, wo der ſtolze Bau der Erlöſerkirche ſteht. Sie iſt in romaniſchem Stile erbaut. Schade, daß das prächtige Gotteshaus eine ſo ſchlechte Akuſtik hat. Die Kuppel ſoll daran

*) Ganz anders fühlten wir auf dem Hügel, den General Gordon als Golgatha erkannte.

ſchuld ſein oder wohl eher der Baumeiſter, der beim Entwurf mehr an das bewundernde Auge als an die evangeliſche Predigt gedacht hat. Stimmungsvoll iſt der alte Kreuzgang bei der Erlöſerkirche, eine Stätte der Stille, wie geſchaffen zum Sinnen und Beten. Der Erlöſerkirche gegenüber befindet ſich das ruſſiſche Hoſpiz, in dem mächtige Bruchſtücke der alten Stadtmauer, ſowie ein Thorbogen gezeigt werden, den Jeſus auf dem Gang nach Golgatha ſoll durchſchritten haben.

Der Nachmittag führt uns hinaus vor die Thore Jeruſalems. Die Königsgräber nehmen zuerſt unſer Intereſſe in Anſpruch. Auf vierundzwanzig in Felſen gehauenen Stufen ſchreiten wir zu zwei gewaltigen Ciſternen hinab, die horizontal im Felſen liegen; dann wenden wir uns links und gelangen durch ein Felſenthor in den Hof, den im Hintergrund das Portal der Königsgräber abſchließt. Leider ſind die zwei Säulen, die es zierten, weggebrochen, aber noch ſind die Sockel und die prachtvollen Kranzgeſimſe erhalten. Durch eine niedere, runde Öffnung, die durch einen Rollſtein verſchloſſen war, kriechen wir in die Grabkammern. Wir haben Kerzen angezündet; ihr Licht fällt auf quadratiſche Räume, an deren Wänden teils Bank-, teils Schiebgräber ſichtbar werden. Wir ſchlüpfen von Grabkammer zu Grabkammer; eine impoſante Totenſtatt hat uns ihre ſtillen Räume aufgeſchloſſen. Immer tiefer hinab führen die Stufen: dieſe Königskatakomben wollen kein Ende nehmen. Dumpf hallt Schritt und Ruf von den Wänden wieder. Gern kehren wir zum Tageslicht zurück, das uns nach dieſer dunklen Wanderung blendet.

Von den Königsgräbern begeben wir uns auf der Straße, die eigens für Kaiſer Wilhelm II., vom Sultan erbaut worden war, auf den Ölberg. Je höher wir ſteigen, um ſo großartiger wird die Rundſicht. Wir erklimmen den letzten Sattel, und unſer Blick fällt oſtwärts, am Fuß der Berge, auf eine leuchtende,

ſchimmernde Fläche, die zitternd die Sonnenſtrahlen zurückwirft. Es iſt das tote Meer. Doch noch verwehrt uns das Gebirge Juda den vollen Anblick. Endlich ſind wir auf dem Gipfel des Berges. Den Moſaiken im Hauſe des griechiſchen Archimandriten ſtatten wir nur einen flüchtigen Beſuch ab; uns zieht's auf den höchſten Punkt des Ölbergs, den ruſſiſchen Ausſichtsturm, den wir auf einer Wendeltreppe erklimmen. Wir treten auf die Gallerie, die rings um den Turm herumführt: vor uns liegen im ſtrahlendſten Sonnenglanz die Wüſte Juda, das tote Meer und die Berge des Oſt-Jordanlandes, duftig, wie ein Phantaſiegebilde, und doch eine trotzige Felſenburg, ſchwer und geradlinig. Zu ihren Füßen dehnt ſich tiefblau und regungslos das Tote Meer, in das der Silberſtrom des Jordans fließt. Weit in den See hinaus kräuſelt der mündende Fluß die Waſſer. Herwärts vom See erhebt ſich ſchroff und kahl die Bergwüſte Juda. Sie gleicht einem gelbgrauen Meer, deſſen mächtige Wogen plötzlich zu Stein erſtarrt ſind. Je mehr ſich das Wellengebirge dem Ölberg nähert, um ſo mehr bekleidet es ſich mit Vegetation. Ganz in der Nähe, hinter einem Hügel, liegt Bethanien. Unmittelbar am Fuß des Ölbergs aber, oſtwärts, iſt Betphage, jetzt eine Kapelle der Franziskaner. Die Phantaſie fängt an ihre Fäden zu ſpinnen und verſetzt uns an den Vormittag des Palmſonntags. Ein kleiner Pilgerzug bricht dort von Bethanien her auf. Vor Betphage trennen ſich zwei Männer davon ab und gehen in das Gehöfte Feigenhauſen (Betphage). Für eine Weile entſchwinden ſie unſeren Augen. Wie wir ſie wiederſehen, führen ſie ein Eſelsfüllen am Zaume, dem die Mutter folgt. Bevor ſie das Gehöfte verlaſſen, halten ſie einige Männer an. Sie tauſchen freundliche Worte mit ihnen, worauf ſie ſich dem Pilgerzug wieder anſchließen. Jetzt beſteigt Jeſus das Eſelsfüllen. Der kleine Zug gerät in Aufregung. Sie wächſt. Vereinzelte Rufe, wie: „Hoſianna,

gelobt ſei, der da kommt im Namen des HErrn“ ſchlagen an unſer Ohr. Immer lauter wird der Jubelruf. Langſam ſteigt Jeſus auf ſeinem Reittier den Ölberg hinan. Wie Er auf dem Sattel des mittleren Weges, der über den Ölberg führt, angekommen iſt, hält Er ſein Füllen einen Augenblick an. Jauchzend umbrauſt Ihn der Jubelruf des begeiſterten Volkes. Aber ſieh, der Meiſter iſt fern von Feſtfreude. Hier, von der Höhe des Ölbergs, ſieht Er Jeruſalem zu ſeinen Füßen liegen, ſonnbeſchienen, marmorglänzend. Doch ſein Prophetenauge ſchaut die ſtolzen Mauern in Schutt und Trümmer ſinken und lodernde Feuersglut Jeruſalems Zierde verzehren. Klagend öffnet ſich ſein Mund und ſpricht: „Wenn du doch auch erkenneteſt zu dieſer deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet! Aber nun iſt's vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg ſchlagen, dich belagern und an allen Orten ängſten; ſie werden dich ſchleifen und keinen Stein auf dem anderen laſſen, darum, daß du nicht erkannt haſt die Zeit deiner Heimſuchung.“ Verwundert ſieht das Volk den Schmerz des Propheten von Nazareth; es kann ihn nicht verſtehen. Hinab geht's von der Höhe des Ölbergs, an Oliven- und Palmbäumen vorbei. Sieh, wie hurtige Jünger ſie erklimmen, buſchige Zweige von ihnen brechen, ſie mit jubelndem Hoſianna ſchwingen und vor Jeſu hinſtreuen. Der Feſtzug zieht an Gethſemane vorbei. Leiſe rauſchen ſeine Ölbäume, als kündeten ſie eine dunkle, ſchmerzenreiche Nacht. Durch das Kidronthal hinauf zum goldenen Thor bewegt ſich die Volksmaſſe, der von Jeruſalem her gewaltige Heerhaufen galiläiſcher Paſſahfeſtpilger entgegenkommen, angelockt durch den lauten Jubelſchall. Sie ſtimmen mit in das Hoſianna ein. Da reitet Jeſus durch das goldene Thor. An den Tempelmauern, im Banne der Phariſäer und Hohenprieſter, zerſchellt die Be-

geisterung des Volkes. Es tritt eine schwüle Stille ein. Nur noch einzelne Stimmen brechen sie. Auf dem Tempelplatz drängt sich das Volk in dichten Gruppen. Eine Unheil verkündende Beklemmung bemächtigt sich der Jünger. Wie wird diese Woche noch enden?

Unser Dragoman entreißt uns unseren Träumereien und drängt zum Aufbruch. Noch einen letzten, langen Blick werfen wir nordwärts nach den Bergen Samarias und westwärts auf die hochgebaute Stadt. Wo einst der Tempel stand, ragt jetzt allbeherrschend die wundervolle Riesenkuppel des Felsendoms in den Himmel, und unfern davon erhebt sich die Aksa-Moschee. Noch immer stolz grüßen die Zinnen und Türme Jerusalems herüber; noch immer ist es sowohl für den Juden als für den Christen, aber auch für den Verehrer Muhammeds die Krone unter den Städten der Erde.

Nachdem wir von unserer hohen Warte gestiegen, durchwandern wir das armselige Dorf Kefr et Tûr und besuchen die Himmelfahrts-Kapelle, wo der Fels gezeigt wird, von dem Jesus soll gen Himmel gefahren sein. Die gläubige Phantasie will darin den Abdruck seines rechten Fußes erkennen. Aber ein Riese könnte ihn getreten haben, so groß ist er. Die Himmelfahrts-Kapelle ist übrigens ein schöner, achteckiger Bau, den eine graziöse Kuppel bedeckt.

Weiter unten am Abhang des Ölbergs liegt die Paternoster-Kirche, eine Stiftung der hochherzigen Fürstin Latour d'Auvergne, einer Verwandten Napoleons III. Die Tradition erzählt, daß Jesus an dieser Stelle seine Jünger das Vaterunser gelehrt habe. Stimmungsvoll ist der Campo Santo der Paternoster-Kirche, in dem sich das Grabmahl der Fürstin befindet. Die Wände des Friedhofs tragen als kostbaren, einzigartigen Schmuck das Vaterunser in 32 Kultursprachen, die, wie uns der Dragoman

versichert, die Fürstin alle gesprochen habe! Vor der Paternoster-Kirche liegt die unterirdische Credo-Kirche. Hier sollen die Apostel das Glaubensbekenntnis gemeinsam verfaßt haben, indem jeder einen Satz dazu beibrachte. Es braucht ein sehr katholisches Gemüt, um alle diese Legenden zu glauben!

Durch das Kidronthal steigen wir an den Felsen vorbei, wo Stephanus soll gesteinigt worden sein, zum Stephansthor hinauf. Die ganze lange Straße ist von Aussätzigen belagert, die mit heiserer Stimme jammern: „Backschisch, ja chowâdscha, backschisch!" Ihre Bitte unterstützen sie dadurch, daß sie uns ihre vom Aussatz verstümmelten Glieder entgegenstrecken. Drunten im Kidron-Thal, im Dorfe Siloah, wohnen die meisten; denn nur wenige von ihnen wollen sich in dem Asyl „Jesushilfe", das christliche Liebe errichtet hat, verpflegen lassen. Ihre Krankheit wird nicht aussterben, denn sie heiraten untereinander und zeugen wieder aussätzige Kinder. Ganze Scharen solcher kleiner, erbarmungswürdiger Wesen laufen uns nach. Die meisten Aussätzigen haben runde Blechkessel an ihre verstümmelten Arme gehängt, um damit die Gaben in Empfang zu nehmen.

O wie werden diese Aussätzigen, die heute so andauernd um Backschisch bitten und uns oft eine lange Strecke nachschreien, weiland Jesu nachgefolgt sein, Ihm ihre verkümmerten Glieder gezeigt und sein Erbarmen angefleht haben. Und Er, der die verkörperte Liebe und Barmherzigkeit ist, erfüllte ergriffenen Herzens ihre Bitte. Ja noch mehr! Es war vom Gesetz verboten, einen Aussätzigen anzurühren, aber sieh, dort kommt dem Meister, in einer Stadt Galiläas, ein Mann voll Aussatzes entgegen, wirft sich vor Ihm in den Staub und bittet Ihn glaubensvoll: „HErr, willst du, so kannst du mich reinigen." Mitleidsvoll ruht Jesu Auge auf dem Flehenden, sein Herz *wallt über*, Er streckt seine Hand aus und rührt den verfehmten Aussätzigen an, unbekümmert um das Verbot des Gesetzes, und sagt zu ihm:

„Ich will's thun, sei gereinigt." Welch ein Echo auf die Bitte des Aussätzigen!

Wir ziehen durch das Stephansthor, die stationenreiche via dolorosa entlang, unter dem Seufzerbogen hin, und winden uns durch ein Wirrwarr enger und schmutziger Stufengäßchen zur Klagemauer durch. Es ist Freitag Abend, die Hauptklagezeit der Juden. Noch bevor wir zur Klagemauer kommen, begegnen uns zahlreiche Juden mit großen und kleinen Gebetbüchern unter dem Arm. Sie sind samt und sonders bereits festtäglich gekleidet. Dort stehen zwei alte Juden vor einer Hausthüre, in eifrigem Gespräch begriffen. Sie tragen braune zottige Pelzmützen, unter denen die langen rituellen Pfropfzieherlocken, das charakteristische Merkmal frommer Juden, hervorquellen. Ihre krankhaft weißen, runzligen Gesichter spiegeln jene Intelligenz wieder, die diesem Volke eigen ist. Die Augen sind unruhig und stechend, die Nase mit der melancholisch zur Erde gebogenen Spitze steht dem einen windschief im Gesicht. Ein langer, brauner Zitzenbart beschattet Mund und Kinn. Beide sind in glänzende seidene, violette und gelbe Kaftane gehüllt. So eifrig sie zusammen sprechen, so hören sie doch auf, als wir vorbeigehen, und blicken uns fast vorwurfsvoll an, als wollten sie uns tadeln, daß wir den Schmerz ihres Volkes über den Fall Jerusalems an der Klagemauer belauschen wollen. Diese ist 48 Meter lang und 18 Meter hoch. Die unteren neun Schichten bestehen aus gewaltigen Quadern aus der Zeit Salomos, die oberen fünfzehn Schichten sind aus kleineren Steinquadern erbaut. Männer und Weiber stehen oder sitzen längs den Wänden der Klagegasse.

Ein Jüngling dort inmitten graubärtiger Männer fällt uns besonders auf. Er hat ein sympathisches Gesicht, umrahmt von langen, hellbraunen Locken. Unter Schluchzen liest er in seinem Gebetbuch. Er steigert sich offenbar immer mehr in seinen Schmerz. Neben ihm steht ein alter Jude in verblichenem Kaftan. Mit

fliegendem Atem haſpelt er ſeine Gebete herunter. Seine Andacht ſcheint freilich nicht ſehr tief zu gehen, denn er hat Zeit, uns dann und wann mit einem ſtechenden Blicke zu meſſen. Dann fährt er wieder mit erhobener Stimme fort; der junge ſekundiert ihn. Sie wetteifern in ihren Klagen. Nun hebt der Vorſänger an, die Litanei zu beten. Sie lautet:

| | |
|---|---|
| Vorſänger: | Wegen des Palaſtes, der wüſte liegt — |
| Das Volk reſpondiert: | Sitzen wir einſam und weinen. |
| Vorſänger: | Wegen des Palaſtes, der zerſtört iſt — |
| Volk: | Sitzen wir einſam und weinen. |
| Vorſänger: | Wegen der Mauern, die zerriſſen ſind — |
| Volk: | Sitzen wir einſam und weinen. |
| Vorſänger: | Wegen unſerer Majeſtät, die dahin iſt — |
| Volk: | Sitzen wir einſam und weinen. |
| Vorſänger: | Wegen unſerer großen Männer, die darnieder liegen — |
| Volk: | Sitzen wir einſam und weinen. |
| Vorſänger: | Wegen der koſtbaren Steine, die verbrannt ſind — |
| Volk: | Sitzen wir einſam und weinen. |
| Vorſänger: | Wegen unſerer Könige, die Ihn verachtet haben — |
| Volk: | Sitzen wir einſam und weinen. |

Wir ſchreiten der Mauer entlang und kommen zum hinterſten Winkel der Klagemauer. Dort hat ſich eine Familie aufgeſtellt, beſtehend aus Mann und Weib und einem halbwüchſigen Mädchen. Die Frau hat ihr Haupt an die Steine gelehnt und ſtützt ihr Gebetbuch auf einen großen, vorſpringenden Quader. Sie betet inbrünſtig, und ſo tief geht ihre Bewegung, daß ein Schütteln durch ihren ganzen Leib fährt. Sie ſchluchzt herzbrechend, daß auch wir uns der Bewegung nicht entziehen können. — Es iſt doch etwas Furchtbares, den Meſſias *verworfen* und gekreuzigt zu haben.

Als die Klagemauer längſt hinter uns lag, klang noch immer die Stimme ihres Klagens in unſeren Ohren wieder.

Das mag die Stimmung gewesen sein, in der an den Flüssen Babylons ein israelitischer Dichter, ergriffenen Herzens, den 137. Psalm schuf, die Brust voll glühender Liebe zu Zion, voll bohrenden Schmerzes über seinen Fall, aber auch voll Haß gegen Israels Feinde.

* * *

24. März. Wieder ist ein leuchtender Morgen über Jerusalem angebrochen. Blau wie ein Türkis wölbt sich der wolkenlose Himmel über der Stadt, da wir den Haram-esch-Scherif *) aufsuchen, der den Muhammedanern, den Juden und den Christen gleich heilig ist. Unser Weg führt durch das Thor der Baumwollenhändler auf den Tempelplatz. Vor uns erhebt sich majestätisch, kuppelüberwölbt der Felsendom. Auf einer Reihe Stufen, die schlanke, graziöse Arkaden überspannen, steigen wir zur Plattform des Haram hinauf. Nach dem Glauben des Islam sollen dereinst am jüngsten Tag an den Bogen dieser Treppen-Arkaden die Gerichtswagen aufgehängt werden. Große Steinplatten bedecken die Plattform des Heiligtums, die außer dem Felsendom noch eine Anzahl kleiner Kuppelgebäude trägt. Wir lassen sie unbeachtet, da der Felsendom unser Interesse völlig gefangen nimmt. Es ist ein erhabenes Achteck, überwölbt von einer ebenso graziösen wie mächtigen Kuppel. Die obere Hälfte der Moscheen-Façade ist mit blauen Fayence-Platten belegt, die Koransprüche zieren. Jede dieser Platten mußte besonders beschrieben und gebrannt werden, eine ungeheure Arbeit. Die untere Hälfte der Façade ist mit weißem Marmor bekleidet, der wirkungsvoll sich von dem Blau der Fayence abhebt. An einem kleinen zierlichen Kuppelbau, dem sogenannten Gerichtsplatz Davids, vorbei, treten wir durch das Kettenthor in die Moschee ein. Ein weihevolles Halbdunkel herrscht darin. Wir sind überrascht von der Größe und Harmonie des Raumes. Wir brauchen

*) Der Tempelplatz.

Zeit, um die Gliederung des Ganzen zu überblicken. Wir gewahren, daß das Innere in drei Teile zerfällt. Sie sind durch zwei konzentrische Säulenreihen von einander geschieden: die äußere besteht aus acht geachsten Pfeilern, zwischen denen je zwei Säulen stehen, die innere dagegen nur aus vier Pfeilern, zwischen denen je drei Säulen sich befinden. Diese vier inneren Pfeiler tragen die Kuppel, die auf einer mosaikgeschmückten Trommel ruht. Die Mosaiken, die die Trommel und die Wände der Moschee bekleiden, sind ein Wunder in ihrer Art. Im ersten Augenblick meint man eher prachtvolle Teppiche mit wundervollen, symmetrischen Zeichnungen als spröde Steinmosaiken vor sich zu haben. Die Pfeiler umhüllt ein kunstvoller Marmor-Fournier, dessen feine Maserierung eher der belebten als der toten Natur zu entstammen scheint. Ein Nußbaum-Fournier aus der Zeit Ludwigs XV. könnte nicht kunstreicher sein.

Gedämpft fällt das Licht durch die gemalten Scheiben der hohen Fenster, die wie aus zahllosen Edelsteinen zusammengesetzt erscheinen. Im Halbdunkel erblicken wir in der Mitte der Moschee ein vergoldetes Eisengitter. Mit Staunen bemerken wir, daß es einen unförmigen, unbehauenen, grauen Felsen umschließt. Er gleicht einer plötzlich erstarrten Welle des Chaos. Wir stehen nach dem Glauben des Islams an dem Mittelpunkt der Erde. Es ist der Gipfel des Morija, die Opferstätte Melchisedeks, Abrahams und Davids. Die Muhammedaner behaupten, der Fels schwebe in der Luft. Wer sich davon überzeugen will, dem zeigen sie naiv eine Höhle unter dem Felsen. In dieser Höhle sollen nicht nur Abraham, David und Salomo, sondern auch Muhammed angebetet haben. Den letzteren habe der Fels als Gesandten Gottes begrüßt, und noch heute zeigt man die Zunge des Felsen in einem unförmlichen Vorsprung. Eines Tages sei Muhammed hier so in Andacht versunken gewesen, daß er

beim Aufſtehen eine Vertiefung in den Felſen gedrückt habe. Der Prophet muß wirklich einen ſehr harten Schädel gehabt haben! Doch nicht genug, der Fels hat auch ein rundes Loch von etwa 60 Centimeter Durchmeſſer. Mit heilig-ernſter Miene erzählt uns der Scheich, dieſes Loch habe der Prophet geſchlagen, als er in der großen Nacht der Geheimniſſe auf dem Flügeltier Burak, das 70,000 Meilen in einem Sprung zurücklegte, durch den Fels gen Himmel fuhr und einen Ritt durch die ſieben Himmel machte. Der Fels aber war ſo tief von der Heiligkeit des Propheten gerührt, daß er ihm nachfliegen wollte. Das konnte jedoch der Erzengel Gabriel nicht zugeben, ſondern hielt ihn mit ſtarker Hand, deren Abdruck noch gezeigt wird, zurück. Seitdem ſchwebe der Fels in der Luft, allein nur für den Gläubigen, denn für jeden Sehenden iſt er mit ſtarken Strebepfeilern untermauert. Was nun die Öffnung im Felſen betrifft, die Muhammed ſoll gebrochen haben, ſo ſtellt ſie wahrſcheinlich nichts anderes dar, als den Abzugskanal für das Blut der Opfertiere. Unſer Fels nämlich iſt offenbar die Stätte, wo der große Brandopferaltar ſtand. Er iſt unbehauen, weil über die geweihten Steine eines Altars kein Eiſen durfte geſchwungen werden.

Noch zwei Sehenswürdigkeiten zeigt uns der Moſcheenſcheich: einen Kaſten mit den Barthaaren des Propheten und eine Jaſpisplatte, in die der Prophet neunzehn goldene Nägel geſchlagen haben ſoll. Am Ende je eines beſtimmten Zeitraumes ſollte immer ein Nagel herausfallen und wenn ſie alle entfernt ſeien, ſolle das Ende der Welt da ſein. Dieſes wollte eines Tages der Teufel beſchleunigen und zog gleich alle Nägel bis auf $3^1/_2$ heraus. Glücklicherweiſe bemerkte der Engel Gabriel dieſes ſataniſche Unterfangen, legte dem Teufel ſein Handwerk und konnte ſo den Untergang der Welt noch aufhalten. Natürlich iſt dieſe Jaſpisplatte wunderthätig: Wer einen Backſchiſch darauflegt, erkauft ſich den Eingang ins Paradies der Muhammedaner.

Weniger aus Sehnsucht nach dem muhammedanischen Paradies, als vielmehr aus Erbarmen mit dem bettelnden Moscheenscheich erwarben wir uns dieses Vorrecht.

Wir verlassen den Felsendom und wenden uns zur Aksa-Moschee, die bescheiden, wie die Magd neben der Herrin, hinter dem Felsendom steht. Und doch ist auch diese Moschee eine imposante Basilika, von Kaiser Justinian zu Ehren der Jungfrau Maria erbaut. Der Kalife Omar hat hier angebetet und sie in eine Moschee umgewandelt. Ihre unschöne, phantastische Façade ist mit einer häßlichen gelben Farbe angestrichen. Stil- und stimmungsvoll dagegen ist das Innere mit seinem mächtigen Hauptschiff, das zur Rechten und zur Linken von je drei Nebenschiffen flankiert ist. Die Schiffe münden in einen erhabenen Kuppelbau aus, der wie ein Gedicht in Stein sich gen Himmel erhebt. Prächtig ist der Blick durch die himmelanstrebenden Pfeiler des Kuppelbaus. Gotische Bogenhallen grenzen an ihn, deren Säulen uns wie ein versteinerter Wald anmuten.

Die Aksa-Moschee war das Palladium der Templer und lieh ihrem Orden den Namen. Die Aksa verlassend, steigen wir hinab zu den riesigen Substruktionshallen, die weiland zur Vergrößerung des Tempelplatzes sind erbaut worden. Diese Cyklopen-Bauten legen Zeugnis ab von dem Baugeist der alten Juden. Hier, in diesen Gewölben, fanden während der Belagerung Jerusalms durch Titus Tausende von Juden Zuflucht. Später dienten sie den Templern zu Pferdeställen, deren steinerne Krippen noch sichtbar sind.

Auf den Tempelplatz zurückgekehrt, finden wir eben die jerusalemitischen Wasserträger versammelt, um aus den gewaltigen Cisternen, die unter dem Tempelplatz vor der Aksa sich befinden, Wasser in ihre Ziegenschläuche zu schöpfen. Gerne willfahren sie unserer Bitte um einen erfrischenden Trunk. Uns ist, als

hätten wir in Jerusalem noch nie so gutes Wasser getrunken, wie dieses weiche kühle Naß der Tempel-Cisternen.

Wir gehen der Umfassungsmauer des Tempels entlang. Ernst und düster grüßt aus der Tiefe die Felsenschlucht des Josaphat-Thales, übersät mit zahllosen jüdischen und muhammedanischen Gräbern. Ein Säulenstrunk liegt hier horizontal über der Mauer. Am jüngsten Gericht soll von ihm aus ein dünnes Drahtseil nach dem gegenüberliegenden Ölberg gespannt werden. Hier an diesem Ende sitzt Jesus, drüben Muhammed; jeder Mensch muß über dieses Seil gehen. Der Gute wird wie der Blitz darüber eilen, der Schlechte dagegen in seiner Mitte in den Abgrund, in die Hölle stürzen.

Doch da sind wir schon am goldenen Thor mit seinen zwei Bogen, dem der Reue und dem der Gnade. Die Muhammedaner haben es zugemauert, weil der Glaube unter ihnen umgeht, daß an einem Freitag ein christlicher Eroberer durch das goldene Thor in Jerusalem seinen Einzug halten werde. Seltsam, daß der Islam sich selbst mit solcher Sage das Siegel der Vergänglichkeit an die Stirn gedrückt hat. Wie oft mochten Jesus und die Apostel an dieser Stelle den Tempelplatz betreten haben! Vom alten Thor ist freilich nichts mehr vorhanden; was wir heute sehen, ist im Mittelalter erbaut.

Wir nehmen von dem Tempelplatz Abschied mit dem Gefühl, das einzige große Kunstwerk Jerusalems gesehen zu haben. Ängstlich hüten es die Muhammedaner; die Christen dürfen es nur unter konsularischem Schutz in Begleitung eines Kawassen betreten; die Juden dagegen verzichten auf seinen Besuch, da sie fürchten, sie könnten mit ihren Füßen den Ort entweihen, wo einst das Allerheiligste gestanden ist. Wir verstehen dieses Gefühl. Auch uns bewegte die Erinnerung an die Heiligkeit dieses Ortes mächtig. Hier haben tausende frommer Israeliten mit ihren Schuld- und Sündopfern Gott genaht, Versöhnung

gefunden und jubelnden Herzens Dankopfer dargebracht. Hier hat auch ein Größerer denn Mose und Aaron Israel auf hoheprieſterlichem Herzen getragen und mit ſeinem halsſtarrigen Volk erbarmenden Herzens gerungen, um es von ſeiner abſchüſſigen Sündenbahn zurückzubringen. Wie Gerichtsposaunen klingen Jeſu Reden am Laubhütten- und Tempelweih-Feſt und vollends in der Paſſionswoche. Umſonſt! Israel ging verhärteten Herzens ſeinem Verderben entgegen.

Im Tempel gingen auch die Apoſtel ein und aus, frohe Botſchaft vom Sünderheiland ſchuldbeſchwerten Gemütern bringend.

Doch das Bild wechſelt. — Ein furchtbarer Tag iſt über Jeruſalem hereingebrochen: Es iſt der 10. Auguſt des Jahres 70 n. Chr. Der Tempel ſteht in Flammen und wirft ſeinen Feuerſchein über Berge von Leichen und Ströme von Blut. Entſetzt ſieht Titus dieſe Glut. Ihre Lohe beleuchtet Jeſu Weisſagung vom Untergang des Tempels. Nur Trümmer zeugen heute noch von entſchwundener Pracht und ein unbehauener Altarſtein giebt Kunde, daß hier einſt Israels größtes Heiligtum ſtand.

* * *

Stiller Sonntag in Jeruſalem. 25. März.

---

# Am Jordan und am Toten Meer.

„Auf zum Jordan!“ iſt heute unſere Loſung. Geſtern noch machte der Himmel ein trübes Geſicht, doch heute wölbt er ſich wolkenlos über Jeruſalem. Raſch nehmen wir das Frühſtück ein, beſteigen jeruſalemiſche Kutſchen, ſchreckliche Rumpelkäſten, und hinaus geht's in 26. März.

den frischen Morgen. Wir fahren der Ostseite der Stadtmauer entlang. Von der aufgehenden Sonne umflammt, heben sich ihre gelbbraunen Zinnen duftig vom Horizont ab, und wie ein phantastischer Morgentraum zieht die dunkelblaue Kuppel des Felsendoms an uns vorbei. Unsere Straße geht am Fuß des Ölbergs hin. Die Sonne steht eben über ihm und vergoldet seine Oliven, seine Felsen und seine Gebäude. Die Jerichostraße ist heute besonders belebt: eine Menge russischer Pilger zieht desselben Weges wie wir. Die meisten wandern zu Fuß, nur wenige altersschwache Pilger gestatten sich schäbige Kutschen oder Esel. Trotz der Hitze tragen sie ihre Pelzmützen und ihre Kaftane. Ihre Füße stecken in schweren Leder- oder Filzstiefeln, als herrschte sibirische Kälte in der heißen Jordanniederung. Die Rechte stützt sich auf einen Pilgerstab aus Bambus, den oben ein eigentümlicher Blechknopf ziert; die Linke trägt den unvermeidlichen Samowar, um guten russischen Thee, das einzige Luxusgetränk ihrer Pilgerfahrt, zu brauen. In hellen Tropfen perlt ihnen der Schweiß von der Stirne und giebt ihren ohnehin schon strahlenden Gesichtern einen feuchten Heiligenschein. Sie sind glückselig, diese russischen Pilger, — werden sie doch heute noch im Jordan baden und ihr Totenhemd in heiligem Wasser waschen.

Wie wir um eine Ecke der Jericho-Straße biegen, fällt unser Blick auf eine Schar bewaffneter Beduinen, die träg neben ihren Pferden am Wege liegt. Es sind die Männer von Abudis, denen der Schutz der Straße anvertraut ist. Der Scheich von Abudis ist haftbar für jeden Raubanfall, der den Pilgern zustößt, die im Schutz seiner Leute sich befinden. Die Jericho-Straße war bis in unsere Zeit das gelobte und gefürchtete Land der Straßenräuber. Nun hat unser im Zeichen der Polizei stehendes Zeitalter der Räuberromantik ein jähes Ende gemacht. Nichtsdestoweniger wird hin und wieder ein Raubanfall in Scene

geſetzt, wenn ein romantiſcher Amerikaner oder Engländer abſolut will angegriffen ſein. Verwegene Abudiſer überfallen ihn, werden aber natürlich von ihren Stammesgenoſſen tapfer zurückgeſchlagen. Der Spaß wirft ein hübſches Geld ab, das ſie in ihrem Bergneſt arabiſch redlich mit einander teilen. Der Sitte folgend, müſſen auch wir zwei backſchiſch-hungrige Abudiſer als Beſchützer mitnehmen. Die Kerle ſehen übrigens ſtramm aus. Ihr Kopf umhüllt eine weiße Keffije, die von zwei dicken, braunen Wollſchnüren feſtgehalten wird. Faltenſchön wallt der weiße Burnus von ihren Schultern herab. Um die Hüfte ſchlingt ſich der Waffengurt mit Dolch und Feuerſteinpiſtolen. Der eine führt ſogar einen reich mit Silber beſchlagenen krummen Säbel. So ausgerüſtet, ſprengen ſie bald unſerem Wagen voraus, bald folgen ſie ihm. Es ſind bettelſtolze Gauner, dieſe Araber, und eine Tracht Prügel wäre bei manch einem entſchieden beſſer angebracht, als der gleißende Backſchiſch.

Wir nähern uns Bethanien, laſſen es aber links liegen, da wir es erſt auf dem Rückweg beſuchen wollen, und wenden unſer Angeſicht ſtracks nach Jericho. Der ruſſiſchen Pilger, die offenbar früh von Jeruſalem aufgebrochen ſind, werden immer mehr. Am Fuße des ſteilen Abhangs, der zum Apoſtelbrunnen führt, finden wir ſie herdenweiſe gelagert. Ein jeder ſucht etwas Waſſer aus dem heiligen Brunnen zu bekommen. Es iſt eine ſchändliche Brühe, die an Blutegeln und anderem Gewürm keinen Mangel hat. Doch das hindert die andachtsvollen Pilger nicht, das Waſſer mit Genuß zu ſchlürfen. Viele weichen darin ihr hartes Brot ein oder kochen damit ihren Thee. Der und jener wechſelt, ungehindert durch die Umliegenden, ſein ſchweißtriefendes Hemd. Dort lieſt eine Mutter ihrem Knaben ungebetene Schmarotzer vom Kopf; auch das gehört ja zur Pilgerfahrt im heiligen Land.

Weiter ziehend, begegnen uns wallfahrende Ruſſinnen, die

ihre Kinder auf dem Rücken tragen. Dort wandert eine junge ruſſiſche Frau, die nicht weniger als zwei Kinder bei ſich hat. Das eine trägt ſie auf dem Arm, das andere auf dem Rücken. Sie will ihre Lieblinge im Jordan baden. O Mutterliebe, wie biſt du doch ſo groß und ſtark!

Im Thal, wo ein paar verlorene Sidrbäume ſtehen, aus deren Stacheln Jeſu Dornenkrone geflochten wurde, ſehen wir zwei ſchwarze Beduinen-Zelte ausgeſpannt. Eben ſtehen deren Bewohner davor und treiben mit Palmwedeln Heuſchrecken zuſammen, monotone Weiſen zu dieſem kurzweiligen Geſchäfte ſingend. Sie ſind von Regierungswegen verpflichtet, die Heuſchrecken zu vernichten, die dieſes Jahr beſonders zahlreich ſind. Wer nicht das beſtimmte Quantum abliefert, muß Strafe zahlen.

Doch nicht nur Pilgerſcharen begegnen uns, ſondern verſchiedene große Storchenherden, die ſich hier auf dem Gebirge Juda zu gemeinſamer Fahrt nach dem Norden verſammeln. Die langbeinigen Geſellen muten uns in dieſer Einöde heimatlich an. Ob wohl der Hans und der Heini von unſerem Kirchendach mit dabei ſind?

Beim Khan zum guten Samariter wird Halt gemacht. Er iſt belagert von Chriſten und Muhammedanern, von Fahrzeugen und Laſttieren aller Art, ein buntes, farbenreiches Bild. Hinter ihm erhebt ſich der Bluthügel, deſſen roter Fels wohl der Anlaß war, die Geſchichte des Gleichniſſes vom guten Samariter gerade an dieſe Stelle zu verlegen. Teurer türkiſcher Kaffee iſt die einzige Erquickung, die wir hier bekommen. Die Pferde thun ſich am mitgebrachten Hafer gütlich. Nach kurzem Ausſpann eilen wir der Jordan-Ebene zu. Immer näher kommt uns das Gebirge Moab. Bereits wird das Tote Meer zwiſchen einer Einſenkung ſichtbar. Da öffnet der Wadi-Kelt ſeine tief eingeriſſene Schlucht. Die Tradition ſieht in ihm den Bach

Krith, wo Elias auf Gottes Befehl hin während der Dürre geweilt hat. Auf schmalem Pfad klimmen wir, nachdem wir den Wagen verlassen haben, an einer schroffen, fast senkrechten Felswand in die Tiefe des Wadi-Kelt, aus der wir den Gebirgsbach rauschen hören. Oft ist der Weg gallerieartig in die Felsen gehauen. Jenseits der Schlucht erheben sich gleichfalls himmelanstrebende Felsen. Hüben und drüben sind in den Felswänden runde Löcher sichtbar; es sind die Eingänge zu den Einsiedeleien der Wadi-Kelt-Heiligen. Weltferne Einsamkeit wohnt in dieser Schlucht. Hier konnte das wilde Herz stille werden und ausruhen von dem Sturm der Leidenschaften, die draußen in der bewegten großen Welt herrschen. Mitten in dieser Wildnis erhebt sich das neue, schmucke griechische Kloster Dêr Wadi-el-Kelt, das auf den Fundamenten des im Jahre 535 gegründeten Klosters Choziba erbaut ist. Es ist ein Strafkloster für widerspenstige Mönche. Die Stille, die einst für den antiken Menschen Bedürfnis des Gott suchenden Herzens war, ist heute für den modernen Mönch ein bitteres Muß.

Wir klettern auf die Thalsohle des Wadi-Kelt hinab. Cipressen, Trauerweiden, Pappeln, aber auch Oliven- und Feigenbäume, ja selbst junge Palmen und Bananen beleben sie. Um eine beschauliche Laube spinnt ein mächtiger Weinstock seine Ranken. Es ist ein kleines, bescheidenes Paradies, das sich die Mönche in der Einsamkeit des Wadi-Kelt angelegt haben. Über die Brücke, die den Bach überspannt, gelangen wir auf das jenseitige Ufer und klimmen auf steilem, sonnenverbranntem Pfad zum Kloster hinauf. Heiß und schweißig kommen wir oben an. Die Thüre ist angelehnt. Wir treten in die gewölbte Vorhalle des Klosters ein, die von russischen Pilgern wimmelt. Die meisten haben sich um einen langen Tisch, der in der Mitte der Halle steht, geschart und trinken mit fröhlichem Behagen ihren Thee. Wir suchen den höchsten Balkon des Klosters auf, wo sich uns eine entzückende Rundsicht aufschließt. Tief unter uns

ſtürzt der Gebirgsbach über zackige Felsklippen hin. Wir verfolgen ſeinen Lauf, ſo weit unſer Auge reicht. Dort hinten, wo die Felſen ganz nahe zuſammentreten, ſoll Elias gewohnt haben. Was mußte jener Feuergeiſt in dieſer Einöde empfinden! Zur That geſchaffen, muß er hier thatenlos träumen. Doch hier reift er aus; hier werden ſeine Sinne geübt, Gottes Stimme zu vernehmen, hier bereitet ihn Jehovah für das Gottesgericht auf dem Karmel vor. In der Stille und Verborgenheit läßt Gott das Größte reifen.

Von unſerem Balkon aus iſt ein Eiſendraht in das Bachbett hinausgeſpannt; ein Eimer hängt daran: wir laſſen ihn mittelſt eines Seils, das von einer Winde abhaſpelt, hinab und ziehen ihn, mit Waſſer gefüllt, herauf. Trotz der Hitze des Tages iſt das Waſſer des Wadi-Kelt friſch und kühl. Während wir trinken, erſcheint ein Mönch und bietet uns in zierlichen, hochfüßigen Gläschen Arac an. Höflich lehnen die Abſtinenten unſerer Geſellſchaft das mönchiſche Gift ab; um ſo größere Ehre thun ihm die Nicht-Abſtinenten an, die es ſich nicht verſagen können, auch noch die Rationen der Temperenzler hinter die allezeit trockene Halsbinde zu ſchütten. Doch auch für die Waſſerfreunde iſt geſorgt: ein ungemein erfriſchendes Citronen-Präparat bietet trefflichen Erſatz. Aber die orientaliſche Gaſtfreundſchaft kann ſich nicht genug thun. Unſer Mönch führt uns in das einfache, aber mit bequemen Ruhebetten verſehene Empfangszimmer und traktiert uns hier mit vorzüglichem türkiſchem Kaffee. Erquickt von der klöſterlichen Gaſtfreundſchaft nehmen wir dankbaren Herzens von dem liebenswürdigen Mönche Abſchied, klettern aus dem ſchattigen Wadi-Kelt hinauf zur ſtaubigen Jericho-Landſtraße und jagen in raſendem Laufe dem Jordan zu. Plötzlich öffnet ſich das Thal und vor uns brütet zur Rechten im Mittagsbrand, dunſtumflogen, ſtarr und blau, wie eine ſtählerne See, das Tote

Meer. Zur Linken grüßen lieblich und frühlingsgrün die Jordan-Auen, durchwunden von dem leuchtenden Band des Stroms. In der Mitte des Thales träumt zwischen Palmen und Bananen, Cypressen und Pappeln, die trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit noch immer wie Besen in die Luft ragen, Jericho, die Palmenstadt. Unser Wagen rollt den jähen Abhang hinunter, fährt durch einen Nebenarm des Wadi-Kelt, der unter den Rädern hoch aufspritzt, und hinein geht's auf staubiger Straße in geschichteumwobenes Land. Im „Hotel Gilgal" wird Mittag gemacht. Die Sonne sendet glühende Strahlen auf die weite Ebene, die sie zitternd zurückwirft. Wir sind aus dem Frühling in Jerusalem mitten in den Sommer von Jericho geraten. Im Bananen- und Kakteengestrüpp unsers Gartens schallt lärmend und vertraut das ‚Dschieb, Dschieb' der Spatzen, die hier wie daheim dieselben frechen Gesellen sind; und aus dem Dorf herüber gellt das Krähen der Hähne; dazwischen tönt das süße Trillern der Lerche, während über das Thal hin, hoch in der Luft ein Geier konzentrische Kreise zieht. Ein heißer Wind weht über die Ebene.

Wir vergegenwärtigen uns das alte Jericho: es lag am Fuß des Quarantana-Berges, der seinen Namen von Jesu vierzigtägigem Aufenthalt in jener Bergwüste hat, während das heutige Jericho etwa $^3/_4$ Stunden davon entfernt ist. Eben hat Israel den Jordan überschritten und in der Jerichoebene sein Zeltlager aufgerichtet. Dort wandelt Josua einsam seinen Weg, die Eroberung Jerichos überdenkend. Da tritt ihm der Engel des HErrn mit gezücktem Schwert entgegen. Josua fragt ihn: „Gehörst du uns an oder unseren Feinden?" und die unerwartete, majestätische Antwort lautet: „Nein, sondern ich bin ein Fürst über das Heer des HErrn und bin jetzt gekommen." Huldigend fällt Josua auf sein Antlitz und vernimmt, wie weiland Moses am Dornbusch des Horeb, die Weisung:

„Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn die Stätte, darauf du ſteheſt, iſt heilig."

Ein anderes Bild ſtellt ſich vor das Geiſtesauge: Israels Kriegsheer umkreiſt ſieben Tage lang mit der Bundeslade die Stadt. Höhnend ſtehen die Einwohner von Jericho auf ihren Mauern, trotzig auf ihre Stärke vertrauend. Allein als am ſiebenten Tag die Männer von Israel ſiebenmal Jericho in feierlichem Zuge umgehen, als die Halljahrsposaunen dröhnen und Israel ein Feldgeſchrei erhebt, da ſtürzen die ſtolzen Mauern ein: — Israels Glaube hat geſiegt.

Und wieder wechſelt die Scenerie: zwei Propheten ſteigen vom Gebirge Juda, der eine ein Greis, der andere ein Mann in den beſten Jahren. Es iſt Elia auf ſeinem letzten Gang und Eliſa ſein Schüler. Still ſchreiten ſie neben einander. Da bricht Elia das Schweigen und ſpricht zu ſeinem Begleiter: „Eliſa, bleib doch hier, denn der HErr hat mich gen Jericho geſandt." Eliſa aber antwortet: „So wahr der HErr lebt und deine Seele lebt, ich verlaſſe dich nicht." Und als die Prophetenſöhne von Jericho zu ihm ſagen: „Weißt du auch, daß der HErr wird deinen Herrn heute von deinen Häupten nehmen?" da antwortet er mit bebender Stimme: „Ich weiß es wohl, ſchweigt nur ſtille". Es liegt Feierabendſtimmung und ein Hauch von der ewigen Sabbathruhe über dieſem Heimgang des gewaltigen Propheten der That.

Und wieder wechſelt das Bild: ein Zug galiläiſcher Pilger naht ſich Jericho. Sie umdrängen eine Geſtalt, die ſtill und hoheitsvoll im Volkgewühl dahinſchreitet. Der Staub der Ebene wirbelt in Wolken empor und die Sonne breitet einen Dunſtſchleier über das ganze Thal. Da ruft eine Stimme: „Jeſu, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!" Es iſt Bartimäus, der Blinde, der um Hilfe ſchreit. Am Wegrand ſitzend hat er die Volksmaſſen vorbeigehen hören, hat den nächſten beſten ge-

fragt, was geschehe, und die Antwort erhalten: „Jesus von Nazareth geht vorbei!“ Schon viel hat er von Ihm gehört, schon längst wollte er Ihn einmal aufsuchen, voll Vertrauen zu Ihm, daß er ihm sein Augenlicht schenken könne. Nun naht Er ihm unerwartet, — hilfesuchend ruft er Ihn an. Jesus hört ihn, vernimmt den Schrei des Glaubens und spricht ruhig und doch mit jenem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe in seinem Antlitz: „Sei sehend, dein Glaube hat dir geholfen.“

Durch Jericho bewegt sich der Zug. Dort sitzt sehnenden, heilsverlangenden Herzens Zachäus auf dem Maulbeerfeigenbaum. Brennenden Auges sieht er Jesum herankommen. Da bleibt der Meister stehen, blickt zu Zachäus auf und ruft: „Zachäus, steige eilend hernieder, denn ich muß heute in deinem Hause einkehren.“ Und dem Zachäus und seinem Hause widerfährt das ersehnte Heil.

Wie reich ist doch Jerichos Vergangenheit, und wie arm seine Gegenwart! Als ein unsäglich armseliger Flecken, erbaut aus getrockneten Lehmziegeln, erscheint die heutige Palmenstadt. Dazwischen einige moderne Hotels, aber auch diese, dem Charakter des Ortes entsprechend, dürftig, wenn auch sauber und gut geführt.

Noch steht die Sonne am Zenit, als wir zum Toten Meer aufbrechen. Wir erleben alle Freuden und Leiden einer Fahrt, im Sand und Salz der Jordanniederung. Die Straße läuft zwischen welligen Dünen hin. Der Wagen bockt bald rechts, bald links. Jeden Augenblick laufen wir Gefahr umzuwerfen. Jedesmal, wenn wir dem drohenden Sturz glücklich entronnen sind, stimmt unser schwarzer Kutscher ein Freudengeheul an, das er mit dem Gefuchtel seiner Arme und Beine wirksam und urkomisch unterstützt. „Alles nimmt ein End auf Erden, auch das Fahren durch die Wüste:“ in einem sumpfigen Rinnsal unweit des Toten Meeres bleibt unser Wagen stecken und will trotz alles Peitschens und Schimpfens

des Kutschers nicht mehr vom Fleck. In der Ahnung dessen, was da kommen sollte, hatten wir kurz zuvor unsern Rumpelkasten verlassen; so blieb es uns erspart, in einem bodenlosen Morast auszusteigen. Hindurch aber mußten wir gleichwohl, wenn auch auf Steinen, die man hineinwarf. Wie beneideten wir da die Reiter, die eben leicht und elegant über alle die Mühsale des Weges hoch zu Pferd hinwegsetzten. Wir mußten das Tote Meer wirklich teuer erkaufen. Um so freudiger waren wir von seinem unvergleichlich schönen Anblick überrascht. Wohl liegt allerlei ausgespültes Treibholz an seinem salzgetränkten Gestade, aber von dem schauerlichen Tod, der hier herrschen soll, merkten wir wenig oder nichts. Im Gegenteil, die Schönheit des wunderblauen Sees wollte keinen Gedanken daran aufkommen lassen, daß in seinem Schoße vier Städte durch Gottes Gericht versunken liegen. Eine leichte Brise kräuselte seine Flut, die in leisem Wellenschlag sich am Ufer brach und deren Murmeln uns von der entschwundenen Herrlichkeit des Siddimthales, dieses Gartens Eden, erzählte. Der See flimmerte und glänzte wie eine riesige polierte Stahlscheibe. Schroff und kühn umragten ihn an seinen beiden Längsseiten die Berge Moabs und Judas. Es zog mich hinaus auf die blauen Wogen. Rasch war ich der Kleider ledig und schwamm auf der salzigen Flut: die trug den Schwimmer so leicht. Nur eins war unangenehm: das salzige Wasser, wenn es in Auge oder Mund kam. Das Wasser soll übrigens sehr heilkräftig sein, weshalb der Pascha von Jerusalem seine Frauen eben im Toten Meer eine vierzehntägige Wasserkur machen läßt.

Nach dem Bade machte sich ein unangenehmes Spannen der Haut fühlbar, und die Haare litten an einer eigentümlichen Versteifung: eine Folge des reichen Salzgehaltes des Wassers. Dem konnte jedoch im Jordan abgeholfen werden.

Inzwischen waren die Wagen wieder flott geworden und

in raſchem Trabe ſprengten wir dem Jordan zu. Da — ein Ruck; wieder ſtecken wir bis an die Achſen im Kot. Wir müſſen ausſteigen und warten, bis wir weiter rollen können. Eine halbe Stunde geht verloren. Da kommt ein Beduine von Abudis des Weges daher, die Doppelflinte geſchultert. Zu unſerem Zeitvertreib will er ſeine Büchſe in die Luft abfeuern. Er drückt ab, aber der Schuß will nicht losgehen. Er verſucht's abermal, wieder umſonſt, — und ſo viermal. Schließlich verſucht er den anderen Lauf und — ſiehe da — es kracht zu ſeiner großen Erleichterung. Denn er hätte ſich mit ſeiner elenden Flinte doch zu ſehr blamiert, wenn auch dieſer Schuß verſagt hätte. Stolz zieht er von dannen; uns aber iſt der Reſpekt vor dieſen Schießprügeln, die nicht ſchießen wollen, vergangen. Die Sonne iſt ſchon untergegangen, da wir an den Jordan kommen. Die Mehrzahl der ruſſiſchen Pilger hat ſich bereits verzogen. Immerhin bleibt noch Zeit zu einem kurzen Bad in dem geweihten Waſſer. Es iſt übrigens wenig einladend, denn das Waſſer hat eine ſchmutzig-gelbe Farbe und fühlt ſich ganz fettig an. Doch was thut's! Es iſt ja der Jordan! Schade, daß der Wache haltende Grieche es unterſagt, in den Strom hinauszuſchwimmen. Er fürchtet die gurgelnden Strudel in der Mitte des Fluſſes. Er iſt voll Entrüſtung darüber, daß ich mich nach dem Bade abtrockne. Das iſt Entweihung des heiligen Waſſers! In ſeinen Augen kann nur ein Ketzer dergleichen fertig bringen.

Schon legt ſich die Dämmerung auf die Jordanebene, da wir uns Jericho zuwenden. Raſch bricht die Nacht herein. Es iſt eine traumhaft ſchöne Fahrt durch das nachtumwobene breite Thal. Da und dort glänzt am Gebirge Moab ein Jagdfeuer auf. Die Sterne ſtecken ihre Lichter an. Groß wie eine Nachtſonne ſtrahlt die Venus auf uns herab. Die Tiere der Nacht erwachen. In der Ferne hören wir Schakale und

Hyänen heulen. Bald aber wird alles übertönt von dem ohrbetäubenden Gezirp der Grillen und dem Gequak der Frösche in den nahen Sümpfen. Unter ihrem Gesang halten wir in Jericho unseren Einzug. Ein Neger erwartet uns am Eingang des Dorfes. Mit flammender Fackel rennt er vor unserem Wagen her, uns freie Bahn schaffend. Phantastisch sprühen die Lagerfeuer der Beduinenzelte. Ein gespenstiges Treiben herrscht im Dorf. Im Hotel war man über unsere Ankunft froh. Da wir so lange ausgeblieben waren, hatte man bereits für uns gefürchtet.

Nach dem trefflichen Abendimbiß folgen wir der Aufforderung unsers Dragomans, dem Scheich von' Jericho einen Besuch abzustatten. Um neun Uhr machen wir uns auf den Weg. Jericho ist in so später Stunde lebendiger als am hellen Tage. Gruppenweis lagern die Beduinen, plaudernd und rauchend, vor ihren Zelten und elenden Hütten. Da und dort überläßt sich einer, nur in eine Decke gehüllt, auf bloßem Boden der Nachtruhe. Durch ein Labyrinth unheimlicher Wohnstätten erreichen wir das Haus des Scheich. Er hatte sich bereits zur Ruhe gelegt. Aber noch brannte das Lagerfeuer in der Mitte der niederen, primitiven, lehmgedeckten Vorhalle seines Hauses. Wir betreten den Hof. Die Hunde schlagen an und fahren kläffend auf uns zu. Wir nähern uns der Hütte. Eine hohe Gestalt erhebt sich in langem, weißem Hemd von einem Ruhelager und kommt uns entgegen: es ist der Scheich von Jericho. Grüßend legt er die Hand auf Herz, Stirne und Mund, um uns seiner Ergebenheit zu versichern. Wir erwidern den Gruß, worauf er uns zu dem Lager führt, das er eben verlassen hat; es ist noch warm. Ob es wohl bevölkert ist? Auf jeden Fall ist es mit weichen Teppichen belegt. Nun erscheint eine seiner vier Frauen. Unser Dragoman flüstert uns zu, daß es die Favoritin sei. Sie hat wenig

schöne Gesichtszüge, aber hübsche, glänzende Augen. Auch sie begrüßt uns, dann schürt sie das Feuer, um uns einen Kaffee zu kochen. Der Scheich zieht sich in den Hintergrund der Vorhalle zurück, wo er sich, allen sichtbar, ein besseres Kleid umwirft. Als er wieder in den Schein des Feuers tritt, ist seine Lieblingsfrau damit nicht zufrieden. Sie nötigt ihn, sein bestes Kleid anzuziehen. Und der geduldige Gatte folgt seiner eitlen Frau ohne ein Wort des Mißmuts. Endlich erscheint er in seiner kleidsamen Beduinentracht und nimmt neben uns Platz. Die Frau reicht eine lange Pfeife herum, aus der wir alle, auch die Damen unserer Gesellschaft, einen Zug nehmen müssen. Mittlerweile ist der Kaffee fertig geworden; doch da die Frau nur drei Tassen hat, müssen die einen warten, bis die anderen ausgetrunken haben. Die Favoritin macht sich nun an meine Frau und zeigt ihr ihren Schmuck. Sie freut sich an dem Interesse, das sie findet. Schließlich überredet sie meine Frau, sich als Beduinin zu verkleiden. Die Prozedur geht im Hintergrunde der Vorhalle vor sich. Nach einer Weile erscheinen die beiden: die echte und die Pseudo-Beduinin, die erstere stolz, daß eine Europäerin ihren Schmuck angezogen hat. die letztere amüsiert und doch etwas unbehaglich; denn wer weiß, es könnte allerlei in dem Wüstenkleide leben. Die Furcht war jedoch unbegründet. Natürlich hatten alle Beduinen, die anwesend waren, eine große Freude an dem Mummenschanz. Fast eine Stunde weilten wir beim Scheich von Jericho. Es war 10 Uhr, als meine Frau die Beduinin auszog und man aufbrach. Mit tiefen Verbeugungen und nicht verweigertem Backschisch nahmen wir Abschied von einander. Man hatte sich doch zu wenig zu sagen, und sich bloß anzustaunen, war zu langweilig. Durch das nächtliche Dorf schritten wir unserem *Gilgal* zu, wo wir jedoch der bellenden Hunde wegen wenig Schlaf fanden.

* * *

27. März. Um 5 Uhr ist Tagwache. Der Himmel macht ein griesgrämiges Gesicht, wie wir noch vor dem Frühstück zum Sultansteich wandern. Schwefelgelbe Wolken hindern den Durchbruch der Sonne. Eine bleierne Gewitteratmosphäre liegt auf der Niederung. Lebhaft tritt uns angesichts der drohenden Wolken jener Morgen vor die Seele, wo Abraham von der Höhe von Hebron aus das Gericht über Sodom und Gomorrah hereinbrechen sah. Durch Palmen und Bananengärten zieht sich der Weg zum Sultansteich, einer starken, schöngefaßten Quelle; die Tradition sieht in ihr jene Quelle, die Elisa mit Salz genießbar gemacht hatte. Muntere, kleine Fische beleben sie, zwei Zelte sind neben ihr aufgeschlagen; sie gehören den Frauen des Paschas von Jerusalem, die hier zur oben erwähnten Kur im Toten Meer weilen. Vom Sultansteich eine Anhöhe hinansteigend, gewinnen wir einen umfassenden Blick auf das alte Jericho am Fuße des Quarantana-Berges. Vielleicht bezeichnet jenes durch Hügel umrahmte, merkwürdig symmetrische Viereck die Grenze der Stadt? Wenn dies das alte Jericho ist, so war es ungemein günstig gelegen. Nur von zwei Seiten konnte es bestürmt werden, da es von Westen und Norden von hohen Bergen umringt war. Hinter Jericho erhebt sich schroff und gewaltig der Berg der Versuchung. Heute krönt ihn ein Kastell, das die ganze Jordanebene beherrscht. In der Mitte des Quarantana-Berges befindet sich ein griechisches Kloster, natürlich wieder ein Strafkloster, da die modernen griechischen Mönche an dieser Felseneinsamkeit wenig Gefallen finden.

Nach Gilgal zurückgekehrt, fahren wir nach flüchtigem Frühstück auf derselben Straße, wie tags zuvor, nach Jerusalem hinauf. Schwül und heiß brennt die Sonne. Beim Apostelbrunnen erfahren wir, daß einer der Beduinen, die uns gestern zum Schutz begleitet hatten, von einem Griechen, der in ihm einen Räuber fürchtete, erschossen worden ist. Die Folge

davon ist, daß kein Beduine auf der ganzen Jerichostraße sichtbar ist. Wohl aber kommen von Jerusalem mehrere Kutschen mit höheren Beamten angefahren, die vermutlich die Unthat zu untersuchen haben. In Bethanien machen wir einen kurzen Halt und besuchen das angebliche Grab des Lazarus. Es befindet sich draußen vor dem Dorf an einer vier Meter hohen Mauer. Auf 25 ausgetretenen Stufen erreichen wir ein Gewölbe, von dem aus wir mittelst drei weiterer Stufen, die in entgegengesetzter Richtung laufen, in die eigentliche Grabhöhle, einen ziemlich hohen, gewölbten Raum gelangen. Natürlich muß unfern dieses Grabes das Haus der Maria und Martha gestanden haben. Weithin sichtbar ragen seine Ruinen über Bethanien hinaus.

Wie wir in das Kidronthal einlenken, weht uns ein eiskalter Wind entgegen, den wir nach der Hitze von Jericho um so mehr empfinden. Man ist auf dem Gebirge Juda, besonders in Jerusalem vor dergleichen kalten Überraschungen nie sicher. Es ist hier überhaupt nicht so warm, wie man gemeiniglich glaubt. Es giebt noch im März und April Tage, wo man das Feuer nicht ungestraft im Kamin ausgehen läßt.

Froh der glücklich bestandenen Reise erreichen wir unsere Herberge.

---

# Ein Gang um Jerusalem.

28.

So oft ich von einem Ausflnge nach Jerusalem zurückkehrte, stieg in mir jedesmal der Wunsch auf, einen Gang um die Mauern Jerusalems zu machen. Heute endlich fand dieser Wunsch seine Erfüllung. Was ich von Bemerkenswertem gesehen habe, will ich kurz erzählen. Vom

Jaffathor umschritt ich die Stadtmauern bis zum Zionsthor. In seiner Nähe liegt das armenische Zionsbergkloster, in dem die Legende das Haus des Kaiphas sieht. Dieses hat freilich schon wiederholt, wie das „Haus des Gerbers Simon“ in Jaffa, seinen Standort gewechselt. Die Araber nennen es das Gefängnis Jesu. Ich trete in den geräumigen Klosterhof ein: er dient den armenischen Patriarchen von Jerusalem zur letzten Ruhestätte. Fast unmittelbar neben dem Hofthor ladet eine kleine Kapelle zur Einkehr ein. Anspruchslose Malereien zieren das Heiligtum, dessen Altarstein einst das heilige Grab bedeckt haben soll. Ein enges Gelaß neben der Kapelle wird das Gefängnis Jesu genannt. Die Kapelle verlassend, komme ich unter den Bogenhallen, die den Hof umgeben, zu der Stelle, wo Petrus den HErrn verleugnet hat. Die Situation ist nicht übel gewählt. Schade, daß die Tradition auf so schwachen Füßen steht.

Vor dem Zionsthor befindet sich auch das Coenaculum oder der Abendmahlssaal und das Grab Davids. Beide liegen im türkischen Viertel und werden von fanatischen Muslim ängstlich bewacht. Beide aber sind nichts weniger als echt: das Coenaculum mit seinem Spitzbogengewölbe stammt aus dem 14. Jahrhundert und der Sarg Davids, der in einem Anbau des Coenaculums liegt, ist eine moderne Nachbildung des echt sein sollenden Sarkophags, der in den Räumen unterhalb des Abendmahlsaals aufbewahrt, aber nur den Muslim gezeigt wird. Wie fanatisch die Bevölkerung in diesem Winkel Jerusalems ist, mußte auch ich erfahren. Eben mache ich mir einige harmlose Notizen, als ein alter Türke auf mich losstürzt und wütend auf mich einschimpft. Er will offenbar einen Backschisch als Mundpflaster haben. Doch absichtlich verstehe ich sein Begehr nicht, sondern lasse ihn ruhig seine Sprüche hersagen. Das bringt den alten Burschen ganz aus der Fassung; es fehlt nicht viel, so wird er

handgreiflich. Schon ruft er in unzweifelhafter Absicht ein paar herumlungernde, junge Araber zu Hilfe. Da ich mich nicht herumbalgen will, finde ich es geraten, mich zurückzuziehen. So lange ich in Sicht bin, steht er wie eine fauchende Katze mit schillernden Augen unter dem Thorbogen des Coenaculums und schimpft weidlich darauf los. Das ist ein Wächter des Abendmahlssaals und des Sarges Davids!

Vom Zionsthor stieg ich ins Hinnomthal hinab. Seine gelben Kalkfelsen sind schwarz angelaufen, als hätte sie Feuer beleckt. Gegen das Ende des Thales befindet sich unter hohen, mächtigen Felsen die Stätte des Molochdienstes, und ostwärts vom Gehinnom erhebt sich der Berg des bösen Rats mit dem Blutacker.

An der Mündung des Hinnomthals in das Kidronthal treffe ich einige aussätzige Frauen, die mit heiserer, kreischender Stimme ihr „Backschisch-jâ-chowâdscha, Backschisch" rufen. Die eine hat furchtbar aufgedunsene, eitertriefende Finger; es ist ein steinerweichender Anblick. Sie wohnen drüben im Dorfe Siloah und schleppen sich Tag für Tag hierher, um ihren Unterhalt zu erbetteln. Dieses ungebundene Jammerleben ziehen sie dem Internat im Aussätzigenspital vor.

Dem Ausgang des Hinnomthals gegenüber liegt an den Abhang des Ärgernisberges gelehnt das Dorf Siloah. Es besteht aus armseligen, würfelförmigen Häusern, bewohnt von Aussätzigen und Fellachen, die im Ruf der Räuberei stehen. Wenig anziehend ist der dem Dorf gegenüberliegende Teich Siloah. Sein spärliches Wasser ist salzig und trüb. Eben waschen ein paar arabische Frauen ihre rußschwarze Wäsche darin. Überall stößt unser Fuß auf Verwüstung und Zerfall; und doch ist auch diese Stätte geweiht durch den, der dem gläubigen Blinden an den Wassern dieses Teiches die Augen öffnete. Nur die Erinnerung an Jesus macht Jerusalem schön; sonst könnte

uns nichts hier feſt halten. Weiter ſchreitend, ſtoße ich auf die Marienquelle. Hier ſoll Maria die Windeln des Jeſus-Kindes gewaſchen haben. Wahrſcheinlich iſt dieſe Quelle mit dem Teiche Gihon identiſch. In dem Felſenkanal, der die Mariaquelle mit dem Siloah-Teich verbindet, wurde im Jahre 1880 die berühmte Siloah-Inſchrift, die älteſte hebräiſche Inſchrift, die wir beſitzen, gefunden. Sie befindet ſich heute in Konſtantinopel und enthält einen kurzen Bericht über die Vollendung dieſes 1200 Ellen langen Kanals. Doch ſchon grüßen die Zacharias-Pyramiden mit ihren joniſchen Kapitälen, die Jakobshöhle mit ihren zwei doriſchen Säulen und ihren zwei Eckpilaſtern, ſowie das Abſaloms-Grab mit ſeinem zwiebelförmigen Aufſatz, den Wanderer. Sie ſind die Zierden des Kidron- oder Joſaphat-Thales. Ich klimme von Grab zu Grab und krieche auf allen Vieren in die Tiefe der Jakobshöhle. Ihr widerlicher Modergeruch vertreibt mich bald. Aus der Tiefe des Kidronthales ſteige ich über einen jüdiſchen Gottesacker zu Gethſemane empor. Es iſt ein mauerumhegter, wohlgepflegter Garten. Tiefer Friede wohnt hier. Acht alte, geborſtene Olivenbäume ſind ſein Heiligtum und ſein Schmuck zugleich. Dort ragt auch eine düſtere Cypreſſe wie eine Grabespyramide in den Himmel. Schade, daß kirchliche Pietät hier alles Urſprüngliche verwiſcht hat. Nur mühſam können wir uns hier den im Gebet mit Gott ringenden Menſchen- und Gottesſohn vorſtellen. Und doch übt dieſer Garten eine magiſche Anziehungskraft aus. Hier iſt der größte Geiſteskampf, den die Erde je geſehen, ausgerungen worden. Engel haben ihm zugeſchaut und einer dieſer himmliſchen Boten hat nach erkämpftem Sieg Jeſum geſtärkt.

# Bethlehem.

Da wir morgen die große Landreiſe durch Samaria und Galiläa nach Damaskus antreten wollen, ſo gilt es heute, unſere Reitpferde zu probieren. Dies ſoll auf einem Ritt nach Bethlehem geſchehen. Meine Frau bekommt einen hübſchen Schimmel, ich einen ſtarken Braunen. Wir finden uns bald auf dem Sattel zurecht, laſſen die neue, breite Heerſtraße links liegen und traben auf der alten Straße, die nach Bethlehem führt und auf der vielleicht die Magier gezogen waren, der Geburtsſtadt Jeſu zu. Mit uns ziehen viele Juden denſelben Weg, da ſie heute eine Gedächtnisfeier am Grabe ihrer Stammesmutter Rahel haben. Das Rahel-Grab, das in gleich hohem Anſehen bei Juden, Chriſten und Muhammedanern ſteht, iſt ein kleines viereckiges, weißgetünchtes Gebäude, das mit einer kleinen Kuppel überdacht iſt. Sein Stil erinnert an ein muslimiſches Weli. Es verdankt Sir Moſes Monteſiore ſeine heutige Geſtalt. In früheren Jahrhunderten ſtand eine Pyramide über dem Grabe. Wir winden uns durch die Menge der Juden, die das Grab belagert, und zwängen uns durch eine enge Thüre in das Innere des Grabmals. Ein einfacher, etwa zwei Meter hoher und ebenſo breiter, geweißter Sarkophag befindet ſich darin. Männer und Frauen, in ihre Gebetsbücher verſunken, umſtehen ihn und klagen. Neben dem Sarkophag ſteht an einem kleinen Altar ein Rabbiner, der betend hin- und herpendelt. Plötzlich erhebt er ſeine Stimme, der Chor antwortet, und nun ſchreitet die gemeinſame Klage im Wechſelgeſange weiter. Die Männer machen dieſe Ceremonie gleichgiltig mit, die Frauen dagegen ſind ſichtlich ergriffen. Manche weinen. Vor uns lehnt ſich eine greiſe Jüdin an den Sarkophag und weint herzbrechend — ob ſie wohl nur ihrer Stammmutter gedenkt, oder

29. März.

drückt ſie vielleicht hier eigenes Leid, das an dieſem Ort der Klage mit erneuter Wucht auf ſie einſtürmt? Wehmütig verlaſſen wir den Ort, wo Israel um eine Tote klagt, währenddem es von ſeinem Meſſias, dem Fürſten des Lebens, nichts wiſſen will.

In Bethlehem angekommen ſuchen wir ſofort die Geburtskirche auf. Durch ein kaum 1½ Meter hohes Thürchen ſchlüpfen wir in das Innere. Es iſt eine fünfſchiffige Baſilika, geſtützt von je zehn korinthiſchen Säulen, geſchmückt mit alten, merkwürdig naturaliſtiſchen Moſaiken. Die Säulen ſind mit Wappen von Kreuzfahrern bemalt. Der Chor iſt von den Griechen durch eine häßliche Mauer von den Langſchiffen geſchieden und enthält einen goldſtrotzenden Altar in byzantiniſchem Stil. Der linke Seitenchor birgt den armeniſchen und koptiſchen Altar. Die Geburts-Grotte befindet ſich in der Krypta unter dem Chor. Zahlloſe Lampen ſchmücken den Raum. Die Krippe wird rechts in einem Gelaß gezeigt, zu dem man auf zwei Stufen hinabſteigt. Ihr gegenüber ſteht der Altar der Magier aus dem Morgenland. Damit alle Wunder der Geburtsgeſchichte bei einander ſind, hat der fromme Sinn in einem Ciſternenloch der Krypta die Stelle erkannt, wo der Stern der Weiſen vom Himmel gefallen und verſchwunden iſt! O heilige Einfalt!!

Da die Geburtskirche den Griechen gehört und die Lateiner hier auch einen Ort der Anbetung haben wollten, ſo haben ſie ſich daneben die dreiſchiffige Katharinenkapelle gebaut. Sie iſt in romaniſchem Stil gehalten. In einer Grotte unter der Katharinenkirche ſoll der heilige Hieronymus die Bibel überſetzt haben. Der am Äußern hängende Sinn will auch hier den Ort erkennen, wo der Engel Joſeph aus dem Traum erweckt und nach Ägypten geſandt hat, und wo die Soldaten des Herodes die bethlehemitiſchen Kinder ermordet haben. Doch nicht nur unter Herodes wurde hier gemordet: auch heute noch prügeln ſich

Griechen und Lateiner derart, daß hin und wieder einer liegen bleibt. Um Mord und Totschlag zu verhüten, steht darum hier stets ein türkischer Soldat mit aufgepflanztem Bajonett Wache. Das ist nötig in der Geburtskirche des Friedensfürsten!

Ungleich mehr als diese Kirche zieht uns die Gegend von Bethlehem an: wellige Berge, grünende Fluren, silbergraue Olivenbäume, die sich im Winde wiegen, sind ihr eigentümlicher Schmuck. Ein schöner Menschenschlag wohnt hier. Die Männer sind hochgewachsene, kraftvolle Gestalten; manch einer hat fast einen Christuskopf. Die Frauen, durch ihre Schönheit berühmt, gehen gravitätisch in kleidsamer Tracht einher. Da kommt eben eine junge Bethlehemitin auf uns zu, ihr hübsches Kind auf dem Arm tragend. Langsam schreitet sie dahin. Von ihrem Haupt, das eine hohe, rote, mit Münzen verzierte Mütze krönt, fließt ein langer, weißer Schleier herab. Ein roter, silbergestickter Überwurf hüllt ihre schlanke Gestalt ein, ein silberner Gürtel umschlingt ihre Lenden, graziös trägt sie ihr Baby: so mochte einst Maria durch die Straßen von Bethlehem gezogen sein, vielleicht in derselben Tracht, denn der Orient ist sowohl in Sitten als Gebräuchen konservativ.

Bethlehem ist wesentlich eine christliche Stadt. Schade, daß ihre Einwohner nichts weniger als ein lebendiger Empfehlungsbrief des Christentums an die Muhammedaner sind.

Durch den Abend, der von der sinkenden Sonne wunderſam verklärt wird, reiten wir nach Jerusalem zurück.

# Von Jerusalem nach Nazareth.

30. März. Heute sollen wir die Landreise antreten. Um 1 Uhr steigen wir zu Pferd. Unsere Reisegesellschaft hat eine kleine Veränderung erlitten: Unsere Schweden, die wir lieb gewonnen haben, lassen wir zurück, da sie den Seeweg über Haifa und Beirut nach Damaskus vorziehen. Dafür hat sich uns ein junger Mediziner angeschlossen, der mit seiner fröhlichen Gemütsart eine Bereicherung unserer Gesellschaft zu werden verspricht. Nachdem Jerusalem uns im Rücken liegt, werfen wir noch vom Skopus aus, wo Titus sein Lager hatte, einen letzten, langen Blick auf die vielgeliebte Stadt. Da liegt sie verklärt im Mittagssonnenschein mit ihren Kuppeln, Türmen und Zinnen wie ein geschliffener Diamant, in dem sich vielfach das Licht bricht. Nicht ohne Bewegung nehmen wir Abschied von Zion und wenden uns dem Gebirge Ephraim zu. Es ist ein wonniges Reiten durch die wechselnde Landschaft. Links grüßt auf breitem Bergrücken Schafat, vermutlich die alte Priesterstadt Nob, rechts der Hügel Tell-el-Ful, wahrscheinlich identisch mit dem Gibea Benjamin, bekannt durch die Unthat seiner Bewohner. (Richter 19 — 20). Weiter reitend sehen wir in der Ferne auf hohem Hügel Er-Ram (Rama), den Sitz Samuels auftauchen. Wie doch die Geschichte Israels auf diesen Hügeln und Thalgründen eine beredte Sprache spricht! Die Straße ist freilich schlechter als selbst ein ausgewaschener, felsiger Alpenpfad. Fast fortwährend müssen die Pferde bald über Felsblöcke schreiten, bald sie umgehen. Hier führt der Weg durch ein Bachbett, dort über kollerndes Geröll. Wir achten jedoch der Schwierigkeiten des Weges, angesichts des einzig schönen Gebirgslandes, wenig. Durchpilgern wir doch wirklich die Stätten, die seit den Tagen unserer Kindheit unser Herz und

unſere Phantaſie mit den lieblichſten und erhabenſten Bildern erfüllt haben. In El-Bireh tränken wir an ſprudelnder Quelle unſere Pferde. Um ſechs Uhr abends erreichen wir Bêtîn, das alte Bethel, um hier, wie der flüchtige Jakob, die erſte Nacht zuzubringen. Unſere Zelte ſind bereits aufgeſchlagen; es ſind fünf an der Zahl: ein Speiſezelt, ein Küchenzelt und drei Zelte für uns Wallfahrer. Da bis zum Abendeſſen noch Zeit zu einem Gang iſt, ſtatten wir dem Dorfe einen Beſuch ab. Es iſt ein armſeliger Flecken, einem Trümmerhaufen nicht unähnlich. Die meiſten Häuſer haben nur eine Öffnung, die Thüre und Fenſter zugleich iſt. Bei ihrem Bau ſcheinen den Arabern die Höhlenwohnungen vorgeſchwebt zu haben. Manche Häuſer gleichen buckeligen Lehmkegeln. Ihre Bewohner ſind übrigens meiſt ſchmucke, hochgewachſene Menſchen, die wohlthuend von ihrer Umgebung abſtechen. Die Buben von Bethel ſind backſchiſch-hungrig wie überall. Bald iſt die geſamte Dorfjugend uns auf den Ferſen und ſchreit im Takt: „Backſchiſch, Backſchiſch!“ woranf wir den Reim aufnehmend antworten: „maſiſch, maſiſch!“ (es giebt nichts). Wir klettern auf das Dach des höchſtgelegenen Hauſes, das dem Scheich gehört, um uns über die Umgegend etwas zu orientieren. Leider aber iſt die Nacht ſchon ſo vorgerückt, daß es mit der Ausſicht nicht weit her iſt. Wir kehren deshalb zu unſeren Zelten zurück. Dort hat der Koch inzwiſchen unſer Abendbrot gerüſtet. Im Speiſezelt wird es ſerviert: für die Wüſte fürwahr ein lukulliſches Mahl, das unſerer lieben württembergiſchen Jungfer den Seufzer entlockt: „ich glaubte, wir würden asketiſch, wie rechte Pilger durch Paläſtina reiſen, und nun ſchwelgen wir ja förmlich in ausgeſuchten Genüſſen!“ Es war wirklich erſtaunlich, was die Firma Palmer und Kappus in dieſer Einöde durch ihren arabiſchen Koch uns alles bieten konnte. Nach dem Abendeſſen können wir es uns nicht verſagen, noch den Mukaris unſerer Geſellſchaft einen Beſuch abzuſtatten. Da ſitzen ſie im

Kreis vor dem Küchenzelt um eine große Pfanne Reis, aus der sich jeder mit der fünfzinkigen Gabel holt, wonach sein Sinn verlangt. Orientalisch gastfrei laden sie uns zu ihrer frugalen Mahlzeit ein. Wir nehmen die Einladung an, essen wie die Araber mit der Hand, aber nach dem Mahl kommt ihr Führer, ein alter Araber, zu uns und bittet in unwiderstehlichem Tone um Backschisch. Wer ihm willfahrt, kriegt einen Segenswunsch ab, der ihm mindestens das Paradies zusichert.

Wir suchen unsere Schlafzelte auf. Sie sind merkwürdig komfortabel eingerichtet. In der Mitte steht die Zeltstange, die das Zelttuch in die Höhe hebt, das hübsch à la sécession buntfarbig gedruckt ist. Mittelst Seilen, die an Pflöcken befestigt sind, werden die Zelt-Tücher aus- und angespannt. Zwei eiserne Feldbetten, ein Klappstuhl, ein wackeliger Toilettentisch mit Blech-Service machen das Mobiliar unsers Wüsten-Palastes aus. Die Matratzen haben zwar allerlei Höhen und Thäler und scheinen in ihrer buckeligen Formation die Wüste Juda zum Muster zu haben. Doch — was thut's! Wir werden nach dem strammen Ritt schon den Schlaf finden — müde genug sind wir wahrlich.

Es wird still im Lager. Menschen und Tiere haben sich zur Ruhe begeben. Ich lausche hinaus in die dunkle Nacht. Der Schlaf scheint alles in Schlummer gewiegt zu haben. Plötzlich brüllt's beängstigend unmittelbar neben meiner Zeltwand. In den höchsten Fisteltönen beginnt's wie ein leiser Seufzer der Kreatur, dann schwellen die Töne an und zuletzt trompetet's in langgezogenen Stößen über das Lager hin, als stünden alle Zelte in Brand. Schließlich geht dem Ungeheuer der Atem aus, sein Yah! Yah! erstirbt kollernd und gurgelnd im tiefsten Baß. Der Esel eines unserer Mukari hat geschrieen. Er hat uns noch oft aufgeschreckt. Sein virtuoses Schreien trug ihm das schmeichelhafte Prädikat: „unser musikalischer Esel" ein. Für eine Weile brachte seine Schauermusik das ganze

Lager in Aufregung. Doch bald schwebte wieder der Schlaf mit bleiernen Flügeln über Menschen und Tieren. Auch ich lege gegen Mitternacht die Feder aus der Hand und überlasse mich seiner Herrschaft.

* * *

31. März

Golden geht die Sonne über Bethel auf. Die Atmosphäre ist wunderbar klar, da es in der Nacht geregnet hat. Der Regen hatte so stark auf unser Zeltdach getrommelt, daß wir davon aufgewacht waren. Um so mehr erfreute uns der liebliche Morgen. Um fünf Uhr war Tagwacht, um halb sechs Uhr Frühstück und um sechs Uhr Aufbruch. Noch ein letzter Blick auf Bethel. Dort auf jener Anhöhe mochte das Heiligtum des Nordreichs gestanden haben; dort trat unter Jerobeam II. Amos, der Hirt von Thekoa dem Kälberdienst entgegen und antwortete dem ihn des Landes verweisenden Oberpriester Amazia: „Ich bin weder ein Prophet, noch ein Prophetenschüler, sondern ein Rinderhirt bin ich und züchte Maulbeerfeigen. Aber Jahwe hat mich hinter der Herde weggeholt und Jahwe sprach zu mir: Gehe hin und tritt gegen mein Volk Israel als Prophet auf."

Es ist ein herrlicher Ritt mitten durch welliges, fruchtbares Hügelland. Berge und Thäler prangen in jungfräulichem Frühlingsschmuck. Auch die melancholischen Fellachen sind heute froh gestimmt. Viele pflügen ihre Äcker und singen dabei ihre schleppenden, näselnden Weisen, meist erotischen Inhalts. Jubelnd schwingen sich die Lerchen über die frühlingsatmenden Fluren zum Himmel auf. Wie oft mag Jesus diese Pfade gewandelt sein! Um zehn Uhr erreichen wir den Khan-el-Lubbân, der eine lebendige Quelle besitzt, die uns mit ihrem köstlichen Naß erquickt. Nicht umsonst nennt der Semite die Quelle „das Auge der Erde." Ihr kühler Born glänzt dem Wüstensohn leuchtend

wie ein liebes Auge entgegen, Labung verheißend nach heißer Wanderung im Sonnenbrand. Der Khanwirt von Lubbân ſchenkt uns Kaffee; dieſer jedoch iſt ſo heiß, daß wir uns an den kleinen Porzellanſchälchen die Finger verbrennen. Wieder ziehen wir durch wogende Fruchtfelder dahin. Wir ſind im geſegneten Ephraim, das den Jakobsſegen an Joſeph illuſtriert: „ein junger Fruchtbaum iſt Joſeph, ein junger Fruchtbaum am Quell. Seine Schößlinge ranken empor an der Mauer. Der Gott deines Vaters ſegne dich mit Segensfülle vom Himmel droben, mit Segensfülle aus der Waſſertiefe, die drunten lagert, mit Segenfülle aus Brüſten und Mutterleib.“ Das Volk ſieht hier in der That wohlgebauter und behäbiger aus als in Juda. Vor dem Dorfe Huwara halten wir unter einem breitäſtigen, ſilberlaubigen Olivenbaum, inmitten blühender Saatfelder unſere Mittagsraſt. Es währt nicht lang, ſo hat ſich das halbe Dorf um uns verſammelt, das verwundert dem kurioſen Eſſen der Abendländer zuſchaut. Die Frauen zeichnen ſich durch ſchöne Geſtalt und graziöſe Haltung aus. Mit unnachahmlicher Anmut ſchreiten ſie in ihren wallenden, blauen Linnenmänteln, von weißem Schleier umflogen, durch die ſchwellenden Saaten. So etwa mochten die Samaritaner ausgeſehen haben, als ſie zu Jeſus am Jakobsbrunnen kamen. Nach nur zu kurzer Mittagsruhe ging's dem Jakobsbrunnen zu. Nach zweiſtündigem Ritt taucht ein großes, ummauertes Areal vor uns auf: es iſt der Bir Jakûb, der heute Eigentum der Griechen iſt. Wir ſteigen aus dem Sattel und treten durch ein Thor in die Umfriedung ein. Ein Mönch empfängt uns und führt uns zum Jakobsbrunnen. Die Trümmer einer dreiſchiffigen Baſilika aus dem vierten Jahrhundert erheben ſich darüber. Noch ſieht man die Poſtamente der zum Säulenbündel verbundenen Pfeiler. Einige zerbrochene byzantiniſche Kapitäle liegen umher. Die Quelle befindet ſich unter dem Chor der Kirche. Man ſteigt

mittelſt einer Treppe hinab und gelangt in eine dreiſchiffige kleine Krypta. Unſer Blick fällt auf eine Ciſterne. Sie iſt rund, ausgemauert und hat etwa zwei Meter Durchmeſſer und dreiundzwanzig Meter Tiefe. Hinter der Ciſterne iſt ein Altar in den Felſen gehauen. Der Mönch giebt uns einen Trunk Waſſer aus dem ehrwürdigen Brunnen: er iſt friſch und labend. Übrigens ſoll der Brunnen in der Sommerdürre oft austrocknen. Wir vergegenwärtigen uns hier Jeſu Begegnung mit der Samariterin. Hier ſaß er zur Mittagsraſt und wartete auf ſeine Jünger, die nach Sichar gegangen waren, um Speiſe zu kaufen. Da kommt die Samariterin, eine üppige, ſchöne Geſtalt des Weges daher. Graziös trägt ſie ihren Waſſerkrug wagrecht auf ihrem Haupte. Verwundert ſieht ſie den jungen, jüdiſchen Rabbi und noch verwunderter vernimmt ſie die Bitte des ernſten Mannes: „Gieb mir zu trinken.“ Sie proteſtiert keck. Sie iſt ja gewohnt, mit Männern umzugehen. Aber mit heiligem Ernſt erwidert ihr Jeſus: „Wenn du die Gabe Gottes kenneteſt und wer es iſt, der zu dir ſagt: gieb mir zu trinken, ſo würdeſt du Ihn bitten, und Er würde dir lebendiges Waſſer geben.“ Aber leichtfertig, wie ſie iſt, geht ſie nicht auf des HErrn Wort ein. Erſt als Jeſus ihre Lebensgeſchichte berührt und ihre Sünde aufdeckt, da merkt ſie, daß ein außergewöhnlicher Menſch mit ihr ſpricht und antwortet: „HErr ich merke, daß du ein Prophet biſt.“ Allein jede weitere Gewiſſensfrage Jeſu abſchneidend, zieht ſie ſich auf die religiöſe Frage zurück, ob auf dem Garizim oder in Jeruſalem die wahre Anbetungsſtätte ſei. Jeſus aber weiſt ſie auf die Anbetung im Geiſt und in der Wahrheit hin, die nicht an beſtimmte Örter gebunden iſt,—und willig nimmt ſie nun das Lebenswaſſer an, das Er ihr darreicht. Froh der Botſchaft, die ſie von Jeſu vernommen, eilt ſie in die Stadt und führt ihre Stammesgenoſſen zu der lebendigen Quelle, die zum ewigen Leben ſprudelt.

Unweit von dem Brunnen erhebt ſich, am Fuße des Ebal, ein ſchneeweißes Kuppelgebäude. Es iſt das Grab Joſephs. Wir ziehen an ihm vorüber und lenken in das Thal von Nablus ein. Vor uns erheben ſich majeſtätiſch rechts der Ebal, links der Garizim.

Eine der älteſten Städte Paläſtinas liegt vor uns. Hier hat Abraham unter den Therebinthen von Moreh einen Altar gebaut und den Namen des HErrn angerufen. Hier ließ ſich Jakob nach ſeiner Rückkehr aus Meſopotamien nieder und erlebte an ſeinen Kindern Dina, Simeon und Levi bitteres Herzeleid. Hier ſuchte Joſeph ſeine Brüder und wurde von ihnen im nahen Dothan verkauft. Auf dem Ebal und Garizim ließ Joſua, in gewaltigen Reſponſorien, Segen und Fluch vom Sinai verkündigen und hielt am Ende ſeines Lebens in Sichem, d. i. dem heutigen Nablus, ſeinen letzten Reichstag. In Sichem warf ſich Abimelech zum Uſurpator auf. Hier erkoren auch die zehn Stämme des Nordreichs Jerobeam I. zum König, der Sichem zu ſeiner Reſidenz machte, bis er ihm Thirza vorzog. Hier ſiedelte ſich auch das Miſchvolk der Samaritaner an, das heute noch 170 Seelen ſtark in dieſer Stadt exiſtiert.

Eine Kaſerne iſt das erſte, was wir von Nablus ſehen. Allmählich werden auch ſeine Minarete und Häuſer ſichtbar. Städtiſch gekleidete Spaziergänger kommen uns entgegen. Sie meſſen uns nicht gerade mit freundlichen Blicken. Es wundert uns wenig, denn die Einwohner von Nablus ſtehen im Verruf des Fanatismus. Wir reiten außen um die Stadt, an hübſchen Villen vorbei, zu einem olivenbeſtandenen Platz, wo eben unſere Zelte aufgeſchlagen werden. Da es noch früh am Abend iſt, reicht es noch zu einem Gang in die Stadt. Die Synagoge der Samaritaner iſt unſer Ziel. Es iſt eine kleine, in gotiſchem Stil gehaltene, geweißte Halle. Es iſt Schabbes (Sabbath). Wie wir eintreten, verrichten die Samaritaner gerade ihr Gebet.

Es ſind meiſt prächtige, ja hin und wieder patriarchaliſche Geſtalten mit klaſſiſchen, ſemitiſchen Geſichtern. Glänzend rollt ihnen der ſchwarzgelockte Bart auf die Bruſt herab. Ihr Hoherprieſter Jakûb, ein ſchöner Mann, empfängt uns. Unſere Bitte, uns den Codex Samaritanus zeigen zu wollen, d. i. die altſamaritaniſche Handſchrift des Pentateuch, — die jedoch nicht über die chriſtliche Zeitrechnung hinaus geht, — lehnt er mit der höflichen Entſchuldigung ab, daß heute Sabbath ſei. Wir begnügen uns daher, ihrem Gottesdienſt zuzuſehen. Und es iſt in der That etwas zu ſehen: mit unterſchlagenen Beinen ſitzen ſie auf dem teppichbelegten Boden und leiern mit ſingender Stimme ihre Gebete herunter, während ſie mit dem Oberkörper taktierend hin- und herpendeln. Es iſt ein ohrbetäubender Lärm. Nie ward uns Jeſu Wort deutlicher, als in der Synagoge zu Samaria: „Dies Volk naht ſich zu mir mit ſeinem Munde und ehret mich mit ſeinen Lippen, aber ihr Herz iſt ferne von mir.“

Eine Wanderung durch die Stadt belehrt uns, daß das äußerlich ſo ſchmucke Nablus doch eine ganz gewöhnliche, winklige und ſchmutzige, orientaliſche Stadt ſei. Die Straßen ſind überwölbt. Bazar reiht ſich an Bazar. Emſig arbeiten ihre Beſitzer davor. Ein reger Verkehr pulſiert durch die Gaſſen. Nablus erſcheint uns ungleich lebendiger, als das wie im Schlaf dahinlebende, einförmige Jeruſalem. Eine Horde Buben läuft und ruft uns nach. Wir werden angeſtaunt wie Wundertiere. Zu unſeren Zelten zurückgekehrt, finden wir die Polizei von Nablus vor. Sie will unſere Päſſe revidieren. Es iſt ein langwieriges Geſchäft, da zwei unſerer Reiſegefährten ihre Päſſe nicht in Ordnung haben. Schließlich bringt der Backſchiſch die glückliche Löſung. Für Backſchiſch iſt ja im Machtgebiet des Sultans alles zu haben.

Auf dieſen Schrecken hin ſchmeckt uns das Abendbrot doppelt gut. Behaglich ſtrecken wir unſere, vom Reiten ſteif-

gewordenen Glieder unter unſerm wackeligen Eßtiſch aus. Noch lange ſitzen wir beiſammen und plaudern unter dem ſternhellen orientaliſchen Nachthimmel von der fernen, trauten Heimat. Schließlich macht uns doch die Müdigkeit die Augenlider ſchwer, und ein jeder zieht ſich in ſein Zelt zurück. Noch lange aber gehen unſere Mukaris ſchwatzend ihren Geſchäften nach, und bellen die Hunde um unſere Zelte, um die Knochen, die Überreſte unſerer Abendmahlzeit, zankend.

* * *

1. April. Noch ſind die Beine ſteif und krachen in allen Gelenken, als wir nach leidlich guter Nachtruhe uns um fünf Uhr vom Lager erheben. Wir lüften die Zeltthüre, um zu ſehen, ob der Himmel uns gnädig ſei. Allein dunkle Wolken verhüllen ihn. Schon fürchten wir gründlich verregnet zu werden. Doch ſiehe, wie der Morgenwind ſich erhebt, verfliegen auch die Wolken, und ehe wir aufbrechen, glänzt der Himmel in tadelloſem Azurblau. Entzückend ſchöne Thäler und Berge grüßen die Pilger. Uns dünkt, wir wallen durch ein Paradies. Und das Volk ſucht dieſes Eden durch Fleiß noch wohnlicher zu machen. Auf den Feldern tummeln ſich die Bauern, mit ihren leichten, primitiven Stachelpflügen. Der Pflug des Orientalen iſt faſt noch dasſelbe Werkzeug wie zu Abrahams Zeit: ein krummer Aſt von drei Meter Länge. Wers vermag, befeſtigt eine eiſerne Pflugſchar daran; der Arme begnügt ſich mit dem hölzernen Haken. Wie der Pflug, ſo das Geſpann. Selten beſteht es aus zwei Ochſen, gewöhnlich zieht der Ochs einträchtig neben dem Kamel oder dem Eſel den Pflug. Die Zugtiere werden mit dem langen Ochſenſtachel angetrieben. Er beſteht aus einem zwei Meter langen Stecken, in den vorn ein Nagel eingeſchlagen iſt. Wie wird einem im Hinblick auf dieſes Inſtrument das Wort klar: „Es wird dir ſchwer werden, wider den Stachel auszuſchlagen.“

Eine Stunde hinter Nablus hätte uns beinahe ein Unglück paſſieren können. Der Gaul unſers Mediziners, ein wildes, ſtarrköpfiges Tier, ging, als ſein Herr für einen Augenblick abgeſtiegen war, durch und ſtürzte ſich auf mein Pferd los, um ſich mit ihm herumzubeißen. Schon will der Kampf beginnen, da kommt mir unſer Dragoman Abdallah zu Hilfe. Doch er reißt ſein Pferd zu heftig herum, ſo daß es ſtürzt und ſeinen Reiter unter ſich begräbt. In dieſem Augenblick ſteht des Doktors Beſtie von mir ab und ſtürzt auf Abdallah los. Dieſer kann ſich mit faſt unmenſchlicher Anſtrengung unter ſeinem Tiere hervorwinden. Es war höchſte Zeit, denn ſchon war ihm das herrenloſe Tier auf dem Leib. Erſchrocken weicht es ihm aus. Erſt nach vieler Mühe konnte Abdallah es wieder einfangen. Noch lange ſitzt uns der Schrecken in den Gliedern.

Nach zweiſtündigem Reiten erhebt ſich wie eine verblichene, aber immer noch impoſante Schönheit Sebaſtije, das alte Samaria vor unſeren Augen. Auf rundem, terraſſiertem, über hundert Meter hohem Hügel erbaut, entſpricht es noch immer ſeinem Namen Schomrôn d. i. Wachthügel. Omri hat die Stadt, nachdem ſein Palaſt zu Thirza verbrannt war, erbaut und zur Reſidenz erhoben. Jeſaia nennt ſie die ſtolze Krone Ephraims, die Blume ihrer lieblichen Herrlichkeit, die oben ſtehet über einem fetten Thal. Hier ſtand das elfenbeinerne Haus des Ahab, aber zugleich auch die Heiligtümer des Baal und der Aſtarte. Hier wirkte ſchon Elia und hatte Eliſa ſeinen beſtändigen Wohnſitz; auch Hoſea mag hier gepredigt haben. Salmanaſſar belagerte die Stadt drei Jahre lang, aber erſt ſein Nachfolger Sargon vermochte ſie im Jahre 722 zu erobern. Die Stadt traf ein hartes Geſchick, aber völlig zerſtört wurde ſie nicht. Aſſyriſche Koloniſten bevölkerten ſie aufs neue. Erſt durch den Makkabäer Johannes Hirkanus wurde ſie gänzlich zerſtört; doch bald erſtand ſie wieder und erlebte unter Herodes

dem Großen eine letzte Blütezeit. Dem Auguſtus zu Ehren wandte Herodes ihren Namen um in Sebaſte (Griechiſch für Auguſta). Ihm weihte er auch, auf einem großen freien Platz inmitten der Stadt, einen herrlichen Tempel, deſſen Säulen heute noch ſtehen. Mit der Zeit aber wurde Sebaſte von Neapolis (Nablus, Sichem) überflügelt.

Doch auch das Evangelium fand hier ſchon früh Eingang. In Samaria predigte der Diakon Philippus mit Erfolg. Eine lebensvolle Chriſtengemeinde entſtand, mit einem Biſchof an der Spitze. Bis ins ſechſte Jahrhundert wurden chriſtliche Biſchöfe in Sebaſte erwählt. Zur Zeit der Kreuzzüge wurde hier wieder ein Bistum errichtet. Doch die Krone Ephraims verſank in Schutt und Trümmer, und heute hat Sebaſtije kaum tauſend Einwohner.

Schneeweiß blinkt ſeine Moſchee mit ihrem Minaret in das Thal hinab, durch das wir geritten kommen. Eine römiſche Waſſerleitung durchſchneidet es. Wir klimmen auf unſeren Pferden den Stadthügel hinan. Die Moſchee ladet uns zuerſt zur Einkehr. Sie iſt auf den Trümmern einer Kirche erbaut, die Johannes dem Täufer geweiht war, noch wird ſein Grab in der Krypta gezeigt. Nur ein paar Säulen ſtehen noch von der alten Baſilika, die aus einem Hauptſchiff und zwei Nebenſchiffen beſtand. In ihrem Chor befindet ſich die Moſchee. Es iſt ein zweiſchiffiges gotiſches Gebäude, beherrſcht von dem ſchlanken, achteckigen Minaret. Zwei Kuppelgräber zieren oder eher verunſtalten das Hauptſchiff der alten Baſilika; auch eine prächtige Palme hat hier Wurzel gefaßt. Nicht ohne Trauer verlaſſen wir dieſe Trümmer eines altchriſtlichen Heiligtums und wandern im glühenden Sonnenbrand zu den Trümmern des herodianiſchen Sebaſtije. Die bereits erwähnten Ruinen des Auguſtustempels, eine Säulenſtraße und ein Hippodrom, ſind ſeine Denkmäler.

Hinter Sebastije nimmt bergiges Land uns auf. In Dschêba wird unter einem Feigenbaum Mittagsrast gehalten. Freundliche Araber verkaufen uns in porösen Krügen, die das Wasser ungemein frisch und kühl erhalten, das Wasser der Quelle von Dschêba. Nach erquickender Ruhe steigen wir mit steifen Gliedern wieder auf unsere Pferde. Die Berge treten etwas zurück, und eine sumpfige Ebene dehnt sich vor uns aus, auf der große Viehherden, gehütet von bewaffneten Hirten, weiden. Die Ebene wird von der alten Feste Sanûr beherrscht. Müde hängen wir an unseren Gäulen, als wir abends Dschenîn erreichen. Es ist eine hübsche, kleine Stadt, bewohnt von fanatischen Muslim. Diese umstehen in Scharen unsere Zelte. Mit dem Einbruch der Dämmerung treiben die Hirten von Dschenîn ihre Viehherden lärmend an uns vorbei: ein überaus malerisches Bild: die wilden Burschе, ihre gewaltigen Stiere mit dem Ochsenstachel treibend, und die Stiere widerwillig, wie mit verhaltener Wut, gehorchend. Neben unseren Zelten fließt ein Bach vorbei. Glücklich lauschen wir dem langentbehrten Liede des Wassers zu. Nachdem der Mond aufgegangen war, bildete seine Sichel mit dem Abendstern das türkische Wappen: auch die Natur giebt davon Zeugnis, daß wir im Lande des Islam weilen.

* * *

2. April. Schlechte Nacht. Viel Lärm von Menschen und Tieren. Schon um 4½ Uhr werden wir geweckt. Wie wir aus unseren Zelten kommen, finden wir das ganze Lager in Aufregung. Unserem schlesischen Freund ist in der Nacht das Portemonnaie gestohlen worden. Noch am Abend zuvor hatte er vor unseren Augen im Speisezelt eine Rechnung bezahlt und sich vor dem Zubettegehen überzeugt, daß er seinen Geldbeutel habe. Es war also außer Zweifel, daß hier ein Diebstahl vorliege. Alles suchte, aber natürlich umsonst. Eine tiefe Verstimmung ergriff

uns, um so mehr, als ein jeder den liebenswürdigen Reisegenossen lieb gewonnen hatte. Während er mit Dr. Benzinger und dem Dragoman Abdallah das Verpacken seines Zeltes und Gepäckes überwacht, in der Hoffnung, das Vermißte am Ende wieder zu finden, reitet der übrige Teil der Gesellschaft voraus. Eben vergoldet die aufgehende Sonne Dschenîn mit seinen stattlichen Häusern, Palmen- und Orangengärten, die von Kaktushecken umzäunt sind. Es bildet gleichsam das Thor der Ebene Jesreel, die fruchtbar und herrlich, dem Garten Eden vergleichbar, sich vor uns weitet. Lustig wogen ihre blühenden Saatfelder im Morgenwind. Rechts umsäumen sie die welligen Berge Gilboas, links der Karmel. Einem Strome gleich flutet hier die Geschichte Israels dahin. Hier am Kison, der die Ebene Jesreels durchströmt, schlug Barak, der Sohn Abinoams Sisera, und sang Debora ihr mächtiges Siegeslied, das so männlich und ehern klingt wie Schwertschlag auf Feindesschild. In der Ebene Jesreel überwand auch Gideon, der jugendfrische Held, die Midianiter. Hier auf den Bergen Gilboas ist Saul gefallen und hat David ergriffenen Herzens sein Bogenlied ihm nachgesungen. Dort auf dem Karmel forderte Elia, der Prophet, der aufstund wie Feuer und dessen Wort brannte wie eine Fackel, die Baalspriester zum Gottesgericht heraus und siegte. Aber sieh — wie der Gottesheld auf dem Karmel in Staub gebeugt mit seinem Gott ringt, daß Er Regen gebe, und sein Gebet wird erhört. Dunkel umzieht sich der Himmel. Elia schürzt sich und läuft wie ein Herold vor des Königs Wagen her bis Jesreel, seine Ergebenheit und Mannentreue damit kundgebend. In der Ebene Jesreel fiel auch bei Megiddo, Judas letzter frommer König Josia, im Kampf mit Pharao Necho, im Jahre 609. Römer und Kreuzfahrer haben in derselben Ebene gestritten, und am 16. April 1799 gewannen hier Kleber und Napoleon mit 1500 Mann die Schlacht am Tabor,

über eine türkiſche Armee von 25 000 Mann. Alles das zieht an uns vorüber. — Doch da iſt ſchon das alte Jesreel, beherrſcht vom viereckigen Ahabsturm. Heute nennt ſich der elende Hüttenhaufen Zerin, aber immer noch iſt es durch ſeine Lage eine Reſidenz, wenn auch in Trümmern. Hier lag Nabots Weinberg und ſchwelgte Iſebel in phöniziſchen Laſtern, bis Jehu an ihr das gedrohte Gericht vollzog und Hunde ſie an Jesreels Mauern zerriſſen.

Den Hügel, der die Stadt trägt, hinabreitend, gewahren wir waſſertragende Frauen, die eben aus der am Fuße des Stadthügels liegenden Ciſterne das erquickende Naß in irdenen Krügen in das Dorf hinauftragen. Aufrecht, mit unnachahmlicher Grazie, gehen ſie mit ihren gehenkelten Krügen auf dem Haupte dahin. Wir durchſchreiten die Ebene und erreichen Sôlem, das alte Sunem. Es liegt reizend am Fuße des kleinen Hermon, inmitten von Palmen, Oliven und Kakteen. Wie die Liebe Sulamiths zu ihrem Hirten, träumt es hinaus auf idylliſche Fluren. Während wir auf das Dorf zuhalten, hebt ein friſcher Wind an durch die Saat zu ſtreichen, die wie ein See im Winde wogt und rauſcht. Ein wonniger Zauber nimmt uns angeſichts dieſer Idylle gefangen. Doch ſchmählich zerrinnt ſie, wie wir durch das Dorf reiten, das aus zerfallenen, jammervollen Lehmhütten zuſammengewürfelt iſt. Schmutzige, häßliche Fellachen bewohnen es, die ſo wenig, wie die Nacht vom Tage, etwas von der ſchönen Sulamith an ſich haben. Nur in einem zeichnen ſie ſich aus: im Betteln. Unwillkürlich fragen wir uns: iſt dies das Volk, dem Jeſus nachging wie verlorenen Schafen? Unmöglich! Denn was wir heute ſehen, ſind Araber, jene aber waren Israeliten, die, ſo verkommen ſie auch waren, doch für religiöſe Fragen Sinn und Verſtändnis hatten. Hinter dem Dorfe um einen Bergvorſprung herumreitend, ſtoßen wir unerwartet auf einige Beduinenzelte. Wir ſpringen von den Gäulen

und ſtatten ihnen einen Beſuch ab. Die Beduinin, eine dunkelbraune Frau mit brennenden Augen und ſchneeweißen Zähnen, bewillkommt uns, breitet eine Wolldecke auf dem Boden ihres Zeltes aus und ladet uns zum Sitzen ein. Wir folgen der Einladung. Gaſtfrei bewirtet ſie uns mit ſaurer Milch, dem köſtlichen Produkt ihrer Herde. In einem ſchwarzen Steinkrug kredenzt ſie uns den wohlſchmeckenden Trank. Während wir uns gütlich thun, ſehen wir uns die Wüſtenwohnung näher an. Wie ſchon vor Jahrtauſenden, iſt es immer noch die ſchwarze Hütte Kedars, dauerhaft und doch beweglich, die dem Nomaden Schutz bietet gegen Sonnenſchein und Regen. Das Zelttuch, das aus Kamelshaaren geſponnen und gewoben iſt, wird über Stangen gelegt und mittelſt Seilen an Zeltpflöcken befeſtigt.

Eben knetet ein Mädchen von zehn Jahren in einer Schüſſel Teig zu Brotfladen, die auf heißen Steinen gebacken werden. Eine Unzahl Hunde bewachen das Zelt. Der Mann iſt abweſend. Die Frau will nicht ſagen, welchem Stamme ſie angehöre; ſie fürchtet, daß ihr Gatte, der, wie alle ſeines Stammes, vom Raube lebt, dadurch verraten werden könnte.

Nach einem freundlichem Abſchied wenden wir uns gen Nain. Lieblich, am Fuß eines runden Bergkegels gelegen, beſteht es, wie Sôlem, aus elenden Lehmhütten; aber umfangreiche Trümmerhaufen verraten, daß es einſt beſſere Tage geſehen hat. Dem Dorf gegenüber erhebt ſich der Rieſenkegel des Tabor, der einige tauſend Fuß über die Ebene emporragt. Nebelfetzen, die der Weſtwind daherjagt, umflattern ſeine Spitze. Es iſt begreiflich, daß die chriſtliche Tradition gerade auf dieſen ſchönen Berg die Verklärung Jeſu verlegt hat. Hier oben, angeſichts des einzig ſchönen, paradieſiſchen Landes, konnte Petrus wohl ausrufen: „HErr, hier iſt gut ſein; willſt du, ſo wollen wir hier drei Hütten bauen, dir eine, Moſe eine und Elia eine.“

Während wir in Nain Mittagsraſt halten, umzieht ſich der

Himmel mit dunklen Wolken. Es kann heute noch regnen. Wir drängen zum Aufbruch. Blumige Auen, durchflossen von wasserreichen Bächen, umrahmt von den Bergen Galiläas, die schroff und felsig die Ebene Jesreel nach Norden hin abschließen, nehmen uns auf. Plötzlich entsteht ängstliches Getümmel vorne im Zuge. Die Rosse sind wieder an einander geraten. Des Mediziners brauner Hengst stürzt sich auf das Pferd unserer württembergischen Reisegefährtin. Ehe sie sichs versieht, stürzt sie vom Pferd, kann aber noch von ihrem Mukari aufgefangen werden und kommt mit dem bloßen Schrecken davon. Wir haben heute entschieden Unglück mit den Rossen, denn nach kaum einer halben Stunde stürzt am Fuß des steilen Berghangs, der nach Nazareth hinaufführt, das Pferd unsers schlesischen Freundes, das wir seiner abgehärmten Jammergestalt wegen „Ziegenbock" genannt haben. Auch dieser Unfall geht ohne ernste Folgen vorbei. Rüstig klimmen wir daher auf steilen Felspfaden nach Nazareth hinauf und erreichen es nach einstündigem Klettern. Lieblich ist es in eine Bergmulde gebettet. Unser Herz schlägt höher, als wir der Stadt unsers Heilandes ansichtig werden. Also auf diesen Bergen hat Er geweilt, hier hat Er oft hinabgeschaut auf die Ebene Jesreel und in der Ferne die Berge von Samaria und des Ostjordanlandes dämmern sehen. Hier, in dieser wundervollen Bergwelt hat sich sein Natursinn genährt. Auf diesen Fluren pflückte Er seine sinnigen Gleichnisse; in dieser Stadt beobachtete Er mit liebendem Blick das Treiben des Hausherrn und der Hausfrau, und hier vor allen Dingen lernte Er die Irrgänge des Menschenherzens kennen, die Er so ergreifend zu schildern weiß. Eben kommt uns eine Schafherde entgegen, die vertrauensvoll ihrem voranschreitenden Hirten folgt. Tag für Tag mochte Jesus dieses Bild geschaut haben, und allmählich entstund in seinem Heilandssinn das Gleichnis vom guten Hirten. Es ist klassischer Boden, wo wir heute weilen.

Das moderne Nazareth ist mit seinen stattlichen Häusern fast eine europäische Stadt. Häuser und Bewohner, deren es 10000 hat, machen einen durchaus behäbigen Eindruck. Frisches Leben pulsiert in ihren Gassen. Merkwürdig, wo die abendländische Kultur die morgenländische berührt, sproßt neues Leben aus ihren Ruinen. Ein Gang durch die Stadt führt uns zu ihren legendenumwobenen Heiligtümern. Am Marienquell, dem einzig laufenden Brunnen der Stadt, belauschen wir eine intime Volksscene. Frauen und Kinder, schlanke, wohlgebaute Gestalten mit auffallend schönen Gesichtszügen, holen sich Wasser in großen Henkelkrügen, die so schwer sind, daß unsere solcher Lasten ungewohnten Damen sie nur mit Mühe heben können. Ein reizendes Mädchen von zehn Jahren sieht verwundert auf die Fremdlinge. Auch uns fällt es durch seine Schönheit auf. Wie es sich beobachtet sieht, spielt es verschämt und doch wieder kokett mit einer kleinen Freundin: unverdorbene Natur voll unnachahmlicher Anmut. An diesem Brunnen mag Maria begleitet vom Jesuskinde oft Wasser geschöpft haben. Während sich ihr Krug langsam mit Wasser füllte, hat das Jesuskind wohl mit seinen Altersgenossen gespielt und durch seine Reinheit und sein stilles, weltfernes Wesen ihre Wildheit gezähmt.

Es ist schon dunkel, wie wir zu unseren Zelten zurückkehren.

## Am See Tiberias.

3. April. Noch lassen die Morgennebel die Sonne nicht durch, da wir Nazareth verlassen. Schon vor Tagesanbruch hatten uns die Glocken der griechischen und lateinischen Kirchen geweckt. Ihr Geläute klang uns vertraut in dem vom Halbmond beherrschten Palästina. Wieder führte uns der Weg

am Marienbrunnen vorbei, auf eine Anhöhe, von wo wir noch einmal die Stadt überblicken konnten. Wie ein verwirklichtes, wunderſames Traumbild liegt ſie da, die Stadt unſers Heilandes. Von all den Städtebildern, die ich geſehen, wird ſie unauslöſchlich in meiner Erinnerung ſtehen. Uns gegenüber liegt die Anhöhe, von der die Nazarener Jeſum hinabſtürzen wollten. Jetzt ſteht dort zum Gedächtnis an dieſe That die Kirche „Mariaſchreck."

Wir ziehen durch friſchgrüne Wieſenthäler der Stadt des erſten Wunders und dem Geburtsort Nathanaels, Kana, zu. An einen Berghang hingelehnt, macht es aus der Ferne mit ſeinen zwei Kirchen einen lieblichen Eindruck, in der Nähe aber wenden wir uns enttäuſcht ab von den aſchgrauen, wie Erdhaufen ausſehenden Wohnſtätten der Kanenſer. Nur auf den beiden Kirchen des Dorfes, der lateiniſchen und der griechiſchen, kann das Auge wohlgefällig ausruhen. Aber auch hier ärgert wieder der ewige Kirchenſtreit, in Verbindung mit der Wunderſucht; denn beide Kirchen behaupten, an dem Orte zu ſtehen, wo Jeſus Waſſer in Wein verwandelte. Selbſt die Waſſerkrüge werden von den Griechen noch gezeigt, wiewohl man erſt im Mittelalter angefangen hat, ſich ihres Beſitzes zu rühmen. Auch das Haus des Nathanael, natürlich wieder eine Kapelle, wird andächtig verehrt.

Hinter Kana dehnt ſich ein Land von unvergleichlicher Anmut: fruchtbare, wohlgebaute Thalgründe, umſäumt von den ſchönen galiläiſchen Bergen. Wie oft mag doch Jeſus dieſes Weges gezogen ſein! Die Tradition verlegt in dieſe Gegend den Acker, wo die Jünger am Sabbath Ähren ausrauften. Es iſt ein wonniges Reiten durch die morgenduftige Landſchaft. Wie wird das Herz hier ſo frei und froh! Wir kommen auf einer Hochebene zu einem Teich, umringt von durſtigen Herden, die ſein lehmgelbes Waſſer ſchlürfen. Bewaffnete Hirten halten ſie in Zucht. Auch Pferde ſind unter dem ſich letzenden Vieh. Hell wiehern unſere Hengſte

auf, wie sie ihrer ansichtig werden. Mutig stampfen einige den Grund, als wollten sie einen Kampf wagen. Wir zügeln und spornen sie zum Weiterritt an. Unser Auge und Herz sehnt sich nach dem Anblick der blauen Fluten des Sees Genezareth. Immer höher steigen wir durch die im Frühlingsschmuck schwellenden Thalgründe empor. Unter Olivenbäumen, umrankt von mannshohen Kakteen, wird noch eine kurze Rast gehalten. Dann vorwärts. Doch was kommt dort von der Höhe der Ebene uns entgegen? Wir trauen unseren Augen kaum: es ist eine Kutsche und darin mit müden, gleichgültigen Gesichtern vier Amerikaner, die uns schon in Jericho begegnet sind. Man trifft hier zu Lande immer die gleichen Leute. Sie nehmen uns kaum den Gruß ab. In die Polster des Wagens zurückgelehnt, rasen sie durch das paradiesische Land dahin. Die Anhöhe ist erklommen, und unser Auge schaut, was es schon oft in stillen Stunden ersehnt hat, den See Genezareth. Ich habe schon manch einen See diesseits und jenseits der Alpen geschaut, Seen die schöner und romantischer sind als das Galiläische Meer, aber keiner hat mein Auge mehr entzückt, als der See meines Heilandes. Traumumfangen glänzt er aus der Tiefe empor. Im Osten umstehen ihn, wie eine Schutzwacht, die Berge Basans. Von hellblauem Duft umwoben grüßen sie herüber. Im Westen erheben sich himmelanstrebend die Berge Galiläas, und im Norden steigt, wie ein Gebet, der Schneegipfel des Hermon in den Himmel. Unser Auge sucht Bethsaida: dort, am Nordostrand des Sees, unfern der Stelle, wo der Jordan mündet, soll es gestanden haben. Doch da wird auch schon Kapernaum sichtbar — heute ein elender Flecken, Tell Hûm genannt. Und so Ort für Ort. Die Phantasie fängt an, ihre Fäden zu spinnen. Sie sucht sich die schönsten Stellen auf den Abhängen der Berge Galiläas aus und sieht Jesus dort sitzen, umringt von seinen lauschenden Jüngern, umgeben

von einer zahllosen Menge, die verwundert und hoch beglückt den Worten des seltsamen Rabbi von Nazareth zuhört, der so ganz anders spricht, als Pharisäer und Schriftgelehrte, und der seine Rede so fein mit Bildern aus dem täglichen Leben zu illustrieren weiß. Ein jedes reitet in Gedanken versunken den Berghang hinab, der in den See fällt. Links von uns ist Hattîn, wo die verhängnisvolle Schlacht stattfand, in der das Reich der Kreuzfahrer auf einen Tag zusammenstürzte. Hier auf diese kahlen, vom Juliwind ausgetrockneten Höhen, hatte Saladin das schlechtgeführte Heer des Königs Guy von Lusignan gelockt und die Blüte des Adels von Frankreich niedergemäht. Das Blut der edelsten Templer und Johanniter tränkte den Boden. Nach der Schlacht befahl der Sultan die halbverdursteten Besiegten mit Getränken, die mit dem Schnee des nahen Hermon gekühlt waren, zu erquicken: das letzte Labsal vor ihrem Tode. Denn nachdem sie getrunken hatten, ließ Saladin sie kaltblütig niedermetzeln. Er selber begann das Blutbad, indem er Renaud von Chatillon mit einem Dolchstoß niederwarf.

Schneeweiß glänzen im Sonnenschein die hellen Häuser und Kuppeln von Tiberias aus der Tiefe empor. Näher kommend, erkennen wir auch gewaltige Überreste von Römerbauten. Noch immer kühn und trotzig überragen diese Trümmer die kleine Stadt, die 4000 Einwohner beherbergt. Auch der Halbmond hat sich eine hübsche Moschee errichtet, deren hohes Minaret feruhin sichtbar in die Höhe steigt. Im Refektorium des Franziskanerklosters nehmen wir, freundlich bewillkommt, unser Mittagsbrot ein. Während des Imbisses besucht der um die Palästina-Forschung verdiente Pater Biewer unsern Führer, Dr. Benzinger. Der Pater ist ein hochgewachsener Mann, mit bedeutendem Antlitz. Unter seiner mächtigen Stirne ein paar helle bebrillte Augen; eine kühne Adlernase und ein wallender Patriarchenbart vollenden sein Bild. Er ist voll von dem

Prozeß des Sultans mit den Franziskanern wegen Kapernaum. Tell Hûm gehörte zu einem Viertel den Beduinen. Die Franziskaner erwarben nun den Ort um einige Tausend Franken Backschisch, unterließen aber, sich einen ordentlichen Kaufbrief ausfertigen zu lassen. Das benutzten nunmehr die Beduinen, denen es schließlich nicht paßte, daß die Franziskaner Tell Hûm besitzen sollten, und eigneten dem Sultan das Land zu, indem sie ihm dessen Ertrag zusicherten. Es war purer Zufall, daß die Franziskaner ihren Besitztitel auf das Land wenige Tage vor dem Sultan erhielten. Dieser Besitztitel ist im Prozeß die Handhabe ihres guten Rechts. Der Ausgang des Prozesses ist jedoch keineswegs zweifelhaft: der Sultan wird siegen.

Am Nachmittag besteigen wir ein Boot und fahren von Tiberias nach Ain et Tâbira, der Residenz des Pater Biewer. Ein leichter Wind kräuselte die Flut. Rüstig und mutig ruderten unsere galiläischen Schiffer gegen den Wind an. Als er umsprang, hißten sie ein dreieckiges Segel auf, und mit Windeseile flog unser Kahn über die Wellen dahin. Am Fuße eines düsteren Felsvorsprungs grüßte uns Medschdêl, das alte Magdala, heute ein armseliges Beduinennest. Nach zweistündiger Fahrt auf sonnenglitzernder Flut legten wir in Ain et Tâbira, wo das Hospiz des Pater Biewer ist, an. Der schöne, im Frühlingsflor prangende Garten, umwoben vom Duft der Citronen und Orangenbäume, reicht bis an das Seeufer. Des Paters dienstbare Geister kredenzten uns in wohlthuender Gastfreundschaft Limonade und türkischen Kaffee. So wonnig auch hier zu weilen war, so mußten wir doch nach Samach, an das Südufer des Galiläischen Sees, aufbrechen. So nahmen wir denn Abschied von dem gastlichen Hause, bestiegen wieder unseren Kahn und südwärts ruderten wir auf windgeschwellter Flut. Gern wären wir noch nach Tell Hûm hinaufgefahren, allein der vorgeschrittene Abend verbot

es uns. Nur aus der Ferne konnten wir es grüßen. Hell glänzten seine wenigen Häuser im Abendschein zu uns herüber. Und während wir über die Wogen dahinglitten, ließen wir die große Vergangenheit vor unserem geistlichen Auge erstehen. Am Ufer sahen wir eben Fischer ihre Netze waschen. So wusch einst Petrus auch sein Netz. Da kam Jesus zu ihm mit seinem Machtwort: „fahre auf die Höhe und werfet eure Netze aus." Petrus folgt, thut einen großen Zug, kommt zum Bewußtsein seiner Sünden und spricht: „HErr, gehe aus von mir! Ich bin ein sündiger Mensch." Jesus aber spricht zu ihm: „Fürchte dich nicht; denn von nun an wirst du Menschen fangen."

Wieder ist ein Heilstag für die Seebewohner angebrochen, in Scharen drängen sie sich um Jesus, und lauschen seinen Worten. Um besser zum Volke reden zu können, tritt Er in ein Schiff und spricht in Gleichnisrede zum versammelten Volk, die Geschäfte des alltäglichen Lebens mit göttlichem Gleichniswort ins Höhere deutend.

Abermal glänzt die Gnadensonne über den Bergen Galiläas: Jesus sitzt am Abhange eines Hügels und spricht bis in den Abend hinein seelenvolle und gottinnige Heilsworte, dann deckt Er den versammelten Tausenden in erhabener Bergeseinsamkeit den Tisch. Sieh, wie Er dort, einem Hausvater gleich, im Kreise seiner Jünger steht. Fünf Brote und zwei Fische hat man Ihm gebracht, aber des Brots und der Fische in seiner Hand wird kein Ende. Das Volk sieht das Wunder. Orientalisch bequem hat es nie gern viel gearbeitet. Von Jesus gesättigt, erkennt es in Ihm den Messias. Und einer der Jünger hilft dieser Erkenntnis auf: es ist Judas, von dem Jesus am folgenden Tage sagt, daß er ein Teufel sei. Behend windet er sich von Gruppe zu Gruppe und raunt ihnen zu: „macht Ihn zum König!" Das Wort zündet. „Das ist's, was wir brauchen!" — denkt das galiläische Volk: „einen Brotkönig!" Schon werden

Rufe laut: „Es lebe der König!“ Jesus hört's; auch die Jünger vernehmen's. Sie geraten in fieberhafte Aufregung, zu der die Ereignisse des Tages nicht wenig beitragen. Jesus erkennt die Gefahr. Um seine Jünger ihr zu entreißen, schickt Er sie in einem Boot auf den See hinaus, Er selber aber zieht sich auf einen Berggipfel zurück, um allein mit seinem Vater zu reden, und um Ihm sein übervolles Herz auszuschütten. Still steigen die Sterne herauf und funkeln in ihrer ruhigen Pracht auf den im Gebet ringenden Gottessohn, aber auch auf die Jünger, die mit den Wogen kämpfen. —

Auch über uns war unmerklich der Abend hereingebrochen. Wie ein flammender Feuerball hatte die Sonne über den westlichen Bergen von uns Abschied genommen. Schnell brach die Dämmerung herein: die Nacht reichte dem scheidenden Tag grüßend die Schwesterhand. Aber mit dem Einbruch der Dunkelheit wehte der Wind immer heftiger. Fröstelnd zogen wir unsere Mäntel an. Dumpf schlug hin und wieder eine Woge an unser Schiff. Doch während der Wind in unser Segel seine Weisen vernehmbar, ja fast drohend pfiff, und die Wogen um unseren Kiel zischten und rauschten, zogen die Sterne still herauf und glänzten wie weltferne Sonnen auf uns herab. Auch der Neumond zündete seine beiden Hörner an und versilberte mit seinem Schein die Flut. Wir hatten uns, während der Wind uns pfeilschnell vorwärts trieb, mit den Schiffern auf den Boden des Kahns gelegt, um hinter den hohen Schiffsplanken etwas Schutz gegen den kalten Nachtwind zu finden. So fuhren wohl die Jünger in jener Nacht nach der Speisung der Fünftausend auf dem galiläischen Meer dahin, nur war der Wind heftiger und die Wogen zorniger. Als sie eben in der größten Not waren, kam zwischen 3 und 6 Uhr über die bewegten Wasser eine lichte Gestalt ihnen entgegen. Entsetzt schreien sie auf: „Es ist ein Gespenst!“

Doch beruhigend dringt Jesu Stimme durch Wind und Wellen zu ihnen: „Seid getrost! Ich bins! Fürchtet euch nicht!“ und freudig atmen sie auf, ja Petrus wagt sich in kühnem Glaubensmut auf das Wasser hinaus. Sieh, wie er sich über das Schiffsbord auf das Wasser hinabläßt, sieh, wie sein Antlitz in der Morgendämmerung freudig aufleuchtet. Glaubensfroh thut er einige Schritte. Da kommt eine lange, hohe Woge daher: Vor ihrem schaumgekrönten Kamm bricht sein Glaubensmut zusammen, und sinkend schreit er: „HErr, hilf mir!“ Doch schon ist Jesus neben ihm, ergreift seine Hand und sagt ihm vorwurfsvoll: „o du Kleingläubiger, warum zweifeltest du?“ Und an Jesu Hand kehrt Petrus in das Schiff zurück. Doch da legen sich auch schon die wilden Wellen und schmiegen sich, wie gezähmte Löwen, an das Schiff, das Jesus trägt.

Solches und ähnliches trat uns lebensvoll vor die Seele, während wir durch den sternhellen, aber windbewegten Abend schweigend Samach zusteuerten. Als wir etwa eine halbe Stunde davon entfernt waren, legte sich der Wind. Die Schiffer griffen zu ihren Rudern. Unter ihren hurtigen Ruderschlägen näherten wir uns rasch dem Ufer. Die Lagerfeuer von Samach leuchteten vor uns auf. Das Ziel war erreicht. In langhin rollenden Wellen brandete hier die Flut am felsigen Gestade. Wir setzten mit Hilfe der Schiffer an das Land und marschierten zu unseren Zelten, die auf dem Landweg durch die Jordanfurt hierhergekommen waren. Es war 9 Uhr, als wir bei ihnen anlangten. Nach dem Abendbrot streckten wir gern die müden und durchblasenen Glieder auf unsern Feldbetten aus.

# Im Ost-Jordanland.

4. April. Als wir am frühen Morgen aus unsern Zelten traten, strahlte uns die Sonne von einem wolkenlosen Himmel entgegen. Das Auge konnte sich kaum satt sehen an dem Zauber dieser Landschaft. Seewärts erhob sich vor uns in nächster Nähe das Dorf Samach, geschmückt mit einer Moschee. Seltsam stachen die elenden Fellachenhütten von dem schmucken Kuppelbau ab. Dahinter leuchtete und flimmerte, wie ein riesiger venetianischer Spiegel, der See Tiberias in der Morgensonne, und nordwärts badete der Hermon seinen schneebedeckten Gipfel in der Sonne. Fremdartig und doch heimatlich mutete uns der Schnee in diesem Lande an. Wie eine flüchtige Wolke zog etwas wie Schweizerheimweh durch das weltfahrige Herz.

Wir brechen heute später als sonst auf. Unser schlesischer Freund hatte, von dem Ritt übermüdet, vorgezogen, im komfortabeln Hotel zu Tiberias zu übernachten. Um 7 Uhr war er wieder mit seinem Nachen zu uns gestoßen. Er wußte nicht genug die morgendliche Seefahrt zu rühmen. Es geht aber noch bis 8 Uhr, bis alles reisefertig ist. Da wir in das gelobte Land der Beduinen zu reisen in Begriff sind, müssen wir einen solchen, teils zum Schutz, teils zur Führung, mitnehmen. Der Scheich von Samach selber übernimmt dieses Amt. Er ist eine hohe, sehnige Gestalt mit dunklem Gesicht. Er trägt Säbel und Pistolen. Stolz tummelt er seine weiße Stute vor unseren Augen und vergißt nicht, nach uns umzusehen, ob wir ihn auch bewundern. Diese Beduinen sind wie die Kinder. Wie unter jedem Naturvolk, herrscht auch noch unter ihnen die Zauberei. Der Bruder unsers Scheich bringt eine große schwarze Schlange, die er heute morgen früh gefangen hat. Er hat das Tier mit

einer Zauberformel beſprochen und beherrſcht es vollſtändig. Es folgt ihm zu unſerer Verwunderung aufs Wort.

Endlich ſind unſere Siebenſachen gepackt und wir brechen in die Berge des Haurân auf. Wir lenken in den Scheriat el-Menâdire ein, der die Gebirge von Baſan und Gilead von einander ſcheidet. Schon am Eingang ſtoßen wir auf ein großes Beduinenlager, beſtehend aus ſchwarzen, kamelshaarenen Zelten. Eine großartige Scenerie entfaltet ſich vor uns. Unſer Weg führt an der Nordſeite des Jarmuk, dem Dſchebel Dſcholân entlang. Eng und felſig iſt der Saumpfad, auf dem unſere Pferde vorſichtig vorwärts ſchreiten. Immer höher ſteigt er empor, und immer wilder bäumt ſich der Fluß in der Tiefe durch gelbe Kalkfelſen hin. Brennte die Sonne nicht ſo heiß, wir wähnten in einem wilden Alpenthal der Schweiz zu ſein, ſo ſchroff und zerriſſen ſind hier die Felſen. Plötzlich ſpringt unſer Beduine von ſeinem Pferde ab: der Weg führt an einem jähen Abgrund hin. Hinabzuſtürzen wäre ſicherer Tod. Auch wir ſteigen ab und ziehen unſere Rößlein am Zaume uns nach. Nur die Damen bleiben im Sattel, geführt von den Mukaris. Es iſt ein wildromantiſches Wandern und Klettern, den zerriſſenen Felshängen entlang, an denen das Stromlied des Jarmuk melodiſch wiederhallt. Nach zweiſtündigem Klettern kommen wir zu den heißen Schwefelquellen von Gadara. Noch ſind die Trümmer des Badehauſes vorhanden, das hier die Römer erbaut haben. Dieſe Zeugen einer mächtigen Kultur nehmen ſich ſeltſam aus, inmitten der naturwüchſigen Beduinenwelt. Die badeluſtigen Seelen der Geſellſchaft laſſen ſich hier natürlich das Bad nicht entgehen. Doch wie ſie verſuchen, den Fuß in die heiße Quelle zu ſtecken, ziehen ſie ihn erſchreckt zurück. Das Schwefelwaſſer, das 36 ° C. haben ſoll, hat ihren Fuß ordentlich verbrüht. Zum Glück entdecken ſie ein rundes, gemauertes kleines Baſſin, gefüllt mit abgekühltem Waſſer, zu

dem steinerne Stufen hinabführen. Langsam steigen sie hinein; aber die heiße Lauge brennt noch immer. Schließlich werden sie die Hitze gewöhnt und schwadern fröhlich in dem Wasser herum. Krebsrot verlassen sie die Schwefelbrühe mit dem zweifelhaften Gefühl, dem armen geplagten und durch das Reiten übel zugerichteten Leib eine Wohlthat erwiesen zu haben. Rasch sind wir wieder reisefertig, schlürfen zu unserer Herzstärkung noch einen schlechten türkischen Kaffee, den der arabische Pächter der Quelle gebraut hat, und wenden uns der Furt des Jarmuk zu, um sie zu überschreiten. Langsam und bedächtig setzen unsere Pferde ihre Hufe in den Fluß, der trotz der ziemlich vorgeschrittenen Jahreszeit immer noch hoch geht. In der Mitte des Flußbetts will mein Roß nicht mehr weiter. Das Wasser reicht ihm bis an die Flanken hinauf. Ich sitze wie ein Türke mit untergeschlagenen Beinen auf meinem Klepper, um Schuh und Kleider trocken zu halten. Zu alledem fängt mein Rößlein auf einmal an, einen gewaltigen Durst zu entwickeln — es schlürft und schlürft, daß es nur so gluckt. Endlich bequemt es sich zur Weiterreise. Wir kommen alle glücklich über den Fluß. Ich kann ein Gefühl des Bedauerns nicht unterdrücken, daß wir nicht hier im Jarmuk, anstatt in der heißen Schwefelquelle, gebadet haben.

Im glühenden Mittagsbrand klimmen wir an der steilen Lehne des Berges hinauf, auf welchem Mukes, das alte Gadara, liegt. Die Senfbäume, die hier in Fülle gedeihen, erlangen oft eine Höhe von drei Metern. Die Vögel des Himmels können wirklich unter den Zweigen dieses riesigen Doldengewächses wohnen. Da und dort wirft eine dunkle, blätterreiche Steineiche ihren Schatten auf den sonnigen Berghang. Ein letzter, jäher Absatz wird erklettert. Wir sind oben: Gadara ist erreicht. Erleichtert atmen wir auf. Zerbrochene, runde Säulen liegen am Weg. Gleich am Eingang des Dorfes ladet uns eines der

beiden zerfallenen römischen Theater von Gadara zur Einkehr ein. Noch sind einige Sitzreihen und rundbogige Bühneneingänge vorhanden; sonst ist alles zerfallen und wüste, eine Remise der Beduinen, welche die tunnelartigen Eingänge des Theaters in Pferdeställe umgeschaffen haben. Unter der alten Steineiche von Gadara machen wir es uns bequem. Wie überall, lagert sich auch hier das ganze Dorf um uns. Übrigens hat es schon oft Europäer gesehen. Gewiß wüßte der Baum, wenn er reden könnte, manch heitere Geschichte von frommen Pilgern zu erzählen. Auch uns sah er lustig tafeln. Sein Laub spendete uns Schatten und ein Sarkophagdeckel, der unter ihm wie eine Bank liegt, diente uns als Tisch. Hungrig blickten die zuschauenden Beduinenknaben zu uns herüber; dann und wann fliegt der Schenkel eines Huhns in die gaffende Schar und ruft einer lebhaften Balgerei. Unser Parmesan-Käse erregt besonders ihre Verwunderung. Doch als wir einem Jungen ein Stück davon geben, blickt er es mit zweifelhafter Freude an. Er versucht's, aber mit komischem Abscheu wirft er den guten Käse fort. Ein anderer hebt ihn auf, thut aber nach seiner Prüfung damit ein gleiches, und so noch verschiedene, bis eine Mutter sich des Käses erbarmt und ihn ihrem Baby zur Vertilgung in den Mund steckt. Es wäre doch zu schade, etwas Eßbares zu Grunde gehen zu lassen, selbst wenn es bereits wiederholt im Kot gelegen hat!

Mehr als die Beduinen zogen uns die alten Römerbauten von Gadara an. Wir suchten das zweite Amphitheater auf, das prächtig von der Höhe von Gadara hinausschaut auf das im Westen sich auftürmende Gebirge von Galiläa, auf den glitzernden Spiegel des Sees Genezareth und nordwärts über den Dschebel Dscholân hinweg auf die Schneekuppe des Hermon. War auch einmal das Spiel schlecht, so lohnte wenigstens die entzückende Aussicht. Noch sind zehn der im Halbkreis aufsteigenden Sitz-

reihen erhalten, sowie verschiedene gewölbte Eingänge, natürlich alle gleichfalls zu Ställen degradiert. Mitleidig schauten die Beduinen uns Kulturmenschen zu, als wir mühsam auf diesen Trümmern herumkrabbelten, um uns Einsicht in die Konstruktion dieser Bauten zu verschaffen. Sie können die unnütze Kraftverschwendung nicht verstehen.

Basaltthüren, reich mit Ornamenten verziert, suchen wir auf. Sie bildeten einst die Eingänge zu geräumigen Höhlenwohnungen. Noch heute dienen diese unterirdischen Räume Menschen und Vieh zur Wohnstätte. Wenn die Beduinen nicht vollends alles zerstören, so wird Gadara noch einmal eine reiche Fundgrube für unternehmungslustige Archäologen sein. Ungern verlassen wir den schönen und anziehenden Ort und setzen unsere Pilgerfahrt über die Berge von Gilead fort. Steineichen, Sykomoren und mächtige Schwarzdorne beschatten den Weg. Durch ein tiefes, bachdurchströmtes Wadi gelangen wir ins Wadi baruka (Lobethal). Balsamisch, wie Alpenmatten, duften hier die im vollen Flor stehenden Wiesen.

Wir reiten schon stundenlang, aber noch ist Bet-Ras, unser Ziel, fern. Glutrot geht die Sonne unter, noch lange den westlichen Rand des Horizonts vergoldend. Rasch bricht die Dämmerung herein. Schweigend ziehen wir, müde an unseren Gäulen hängend, dahin. Frösche und Grillen erwachen und vollführen ihr abendliches Konzert. Der Mond geht auf und beleuchtet unseren felsigen Weg. Oft müssen wir in der Dunkelheit von unseren Pferden springen und sie am Zügel führen, so gefährlich ist der Pfad für den Reiter. Endlich blitzt auf einer Anhöhe ein Feuer auf: es ist unser Lagerfeuer auf der Höhe von Bet-Ras. Die Dorfhunde schlagen an. Freudig reiten wir auf das Lager zu, aber wie wir ankommen, sind erst zwei von unseren fünf Zelten aufgeschlagen. Unsere Karawane hat in der Furt des Jarmuk Unglück gehabt. Zwei

Packesel sind im Wasser gestürzt. Der eine mußte sogar zurückgelassen werden, da er zum Tod erschöpft war. Zwei unserer Feldbetten waren durch den Sturz des Esels im Jarmuk ganz und gar durchnäßt. Alle sind mißmutig. Uns geht es besonders zu Herzen, daß die Zelte noch nicht aufgeschlagen sind. Das Abendessen ist noch auf dem Feuer, denn auch der Koch hat Pech gehabt: seine Butter ist den Jarmuk hinuntergeschwommen. Schließlich bringt er doch etwas Rechtes zustande. Um die Zeit nicht unnütz verstreichen zu lassen, besichtigen wir im Mondschein die Trümmer von Bet-Ras, das vielleicht identisch ist mit dem alten Kapitolias. Gespenstig ragen seine Mauern und Thorbogen in den Nachthimmel. Mit Wachszündhölzchen in der Hand untersuchen wir einige umherliegende Kapitäle und Architrave. Mit der Beharrlichkeit von Spürhunden heften sich uns zwei unheimlich aussehende Beduinen an die Fersen, uns Schritt für Schritt folgend, als fürchteten sie von uns einen Raub ihrer Habseligkeiten. Das magische Licht des Mondes bricht zuweilen aus phantastisch geformten Wolken hervor und verklärt die gigantischen Ruinen.

Zurückgekehrt finden wir die Zelte aufgeschlagen und das Abendbrot gerüstet. Rasch wird es eingenommen. Es ist halb elf Uhr, da wir endlich unsere steifen, abgerittenen Glieder zur Ruhe betten können. Gott Lob ist morgen der letzte Reittag, was keiner von uns zürnt.

* * *

Noch vor dem Aufstehen merken wir, daß ein kalter Wind durch unser Zelt streicht, und kalt war auch der Ritt am frühen Morgen. Nebelwolken verschleiern die Sonne. Kapitolias nimmt mit einer Unmenge römischer Felsengräber von uns Abschied. Vor uns dehnen sich unabsehbar, wie die Wogen des Meeres, die Wellenberge des Haurân. Wir passieren das tief- 5. April.

eingeriſſene Wadi er-Râhûb, das uns beim Durchſchreiten nötigt, von den Pferden zu ſteigen und dieſe am Zügel uns nachzuziehen. Wir wandern weiter, doch ſchon nach einer halben Stunde öffnet das Wadi Schellâle ſeine furchtbare Felsſchlucht. Beim Erklimmen ſeiner ſteilen Felshänge ſtürzt das Pferd unſers Dragomans und überſchlägt ſich zweimal zwiſchen den ſchroffen Felſen, doch ohne ſichtbaren Schaden zu nehmen. Glücklicherweiſe iſt der Reiter kurz zuvor abgeſtiegen. Immer mehr nähern wir uns auf der großen Pilgerſtraße der Kultur. Eine Steinbrücke, vom Sultan für die Mekkapilger erbaut, iſt ihr Herold, dann ein türkiſcher Poſtbote. Doch da iſt auch ſchon Muzerîb zu ſehen. Es iſt höchſte Zeit, denn zwei unſerer Reiſegefährten halten ſich nur noch mit Mühe im Sattel. Auch der Ziegenbock, der lammfromme Klepper, kann kaum mehr weiter. Weder Zügel noch Peitſche machen auf ihn mehr Eindruck, und ſelbſt für den Backſchiſch iſt er unempfänglich, den unſer Freund in der Verzweiflung ſeines Herzens ihm zur Aufmunterung anbieten will. Freudig wird der primitive Bahnhof der Endſtation Muzerîb begrüßt. Doppelt ſo gut als ſonſt ſchmeckt hier, am Rande der Kultur, der Imbiß. Da keucht der Zug heran. Wir eilen alle auf die Plattform, um den langentbehrten Anblick eines Eiſenbahnzuges zu genießen. Wenig Reiſende ſind hier. Ohne Sturm nehmen wir diesmal unſer Koupee ein. Langſam, als wäre die Lokomotive zur alten Poſtſchnecke heruntergekommen, geht die Fahrt durch trümmerreiches Land, der alten Römerſtraße entlang nach Damaskus. Nach fünfſtündiger Bummelfahrt langen wir im Paradies des Islam an.

# Damaskus.

Wir weilen in der ältesten Stadt der Erde. In welch hohem Ansehen Damaskus bei den Muhammedanern steht, besagen seine Namen: „Die Perle des Ostens", „der Traum des Propheten", „das Muttermal auf der Wange der Welt" und „das Auge der Wüste." Dem Beduinen, der tagelang im brennenden Wüstensand gewandert ist, erscheint Damaskus mit dem Reichtum seiner Gärten und der Pracht seiner Häuser und Bäder wie das Paradies. Als die Namen Troja und Rom noch keinen Klang auf Erden hatten, war Damaskus bereits eine gefeierte Stadt; aber während die berühmten Städte des Orients: Ninive und Babylon, Palmyra und Baalbek längst in Schutt und Trümmer gesunken sind, blüht noch immer Damaskus, einem Palmbaum gleich, der an sprudelnder Quelle sproßt. Das eben ist das Geheimnis seiner Dauer, daß es an lebendigen, kräftigen Strömen steht, die es in schnellem Lauf rauschend durcheilen: am Baradâ und seinen Brüdern. Schon zu Naemans Zeiten waren die Wasser von Damaskus gefeiert, denn der Generalfeldmarschal Benhadads II. rühmt wider Elisa: „Sind nicht Amana und Pharphar, die Flüsse von Damaskus, besser als alle Wasser in Israel?" Es liegt ein eigentümlicher Reiz darin, durch die Straßen von Damaskus zu schlendern. Noch nie ist uns das orientalische Leben so unverfälscht entgegengetreten, wie hier. Uns dünkt, wir seien im Herzen des Islam. Ist Kairo mit all seiner tollen Lebenslust und Zügellosigkeit ein afrikanisches Paris, so fließt hier der Strom orientalischen Lebens ruhig, ja träg dahin. Lethargisch sitzen die Krämer vor ihren Buden, behaglich in ihre Nargileh gurgelnd. Die Geldgier des Orientalen scheint hier

6. April.

sattes Phlegma geworden zu sein. Nur eins ist in Damaskus reger als anderswo: der religiöse Fanatismus, vermischt mit Kulturhaß.

Wohlthuend berührt die relative Reinlichkeit von Damaskus. Es ist die sauberste Stadt, die wir bisher im Orient gesehen haben. Täglich werden die Straßen einmal gekehrt und zweimal mit Wasser begossen. Wasser ist im Überfluß vorhanden. Alle paar Schritte stößt man auf laufende Brunnen, an denen mit eisernen Kettchen Trinkbecher befestigt sind. Selbst gewisse notwendige Anstalten sind vom Wasser durchspühlt — ein non plus ultra im Orient. Doch trotz des fleißigen Kehrens sind die Straßen für unseren Begriff, über und über mit Schmutz bedeckt. Sie sind eben die öffentlichen Dunghaufen, auf die aller Abgang und Kehricht des Hauses geworfen wird. Radikale Sanitätspolizei üben allein die wilden Hunde, die zahllos in den Straßen herumlungern. Sie fressen alles, was ihre Zähne zermalmen können, und auch vor dem Ekelhaftesten scheuen sie nicht zurück. Dem Menschen weichen sie ängstlich aus, doch zähmt er sie leicht mit guten Bissen, so daß sie ihm gern vertraulich folgen.

Unser erster Gang in der Stadt gilt den Bazaren. Ein fröhlicher, urwüchsiger Österreicher, der schon 44 Jahre in Damaskus weilt, ist unser Dragoman. Er ist der überquellende Mutterwitz in Person. Er schimpft weidlich auf die Muslim von Damaskus, die in ihrem Fanatismus einen Christen auf keinen grünen Zweig kommen lassen. Doch gesteht er auch in komischer Reue:

„Die großen Krige (Krüge),
Und die langen Zige (Züge):
Die hoben mich sowoit gebracht."

Daß darin ein Kern von Wahrheit liegt, bezeugt seine kupferrote Nase. Doch seine bierehrliche deutsche Seele that es

uns doch an. Wir gewannen den Mann, der sein deutsches Herz mitten im Orient so treu bewahrt hat, recht gern. Schalkhaft bekennt er mir, er teile die Fremden, die er führe, in zwei Kategorien ein, nämlich in große und kleine Kamele, und fühle sich dabei selbst als Kamelstreiber. „Das kimmt von die große Woishoit, die sie hoben," sagt er mir mit schlauem Augenkneifen! Unser Dragoman führt uns zuerst auf den Kamelsmarkt, den, wie er sagt, ein Jeder zuerst muß gesehen haben, der kein Kamel sein will. Übrigens sehen wir kein einziges dieser nützlichen Tiere auf dem Markt, der besonders vierzehn Tage vor und nach der Pilgerfahrt nach Mekka floriert. Von da gehen wir über den Pferdemarkt zum Sattelmachermarkt. Hinter diesem steht eine altehrwürdige Platane von zweieinhalb Meter Durchmesser, die als heiliger Baum bei der Geburt Muhammeds soll gepflanzt worden sein. Zum Zeichen ihrer Würde trägt sie eine kleine altmodische Laterne. Wiewohl der Baum ganz hohl ist, haben seine Zweige eine Fülle grünen Laubes: die Rinde vermittelt ihnen die Lebenskraft. Ein sinnverwirrendes Treiben herrscht in den Bazaren der Woll- und Seidenwarenhändler, der Waffen- und Goldschmiede, der Schreiner und Drechsler, der Zucker- und Pastetenbäcker. Auch ein Lumpenbazar, Läusemarkt genannt, fehlt nicht. Wer Lust und Geld hat zu alten Kleidern und ihren Parasiten, mag sich unverzüglich dahin verfügen. Die Bazarstraßen sind überdacht: die neueren tragen gewölbte Blechdächer, die älteren sind mit lehmgedeckten Giebeldächern eingedeckt. Während wir von Bazar zu Bazar wandern, schreitet und braust ein tolles Leben an uns vorüber. Da drängt sich mit unförmlichem Ziegenfellschlauch auf dem Rücken der Wasserträger durch die Straßen und ladet mit seinen messingenen Trinkschalen, wie mit Kastagnetten klappernd, zum Trunke ein, indem er fortwährend ruft: „o Durstiger die Spende." Dort preist ein Limonadenverkäufer seine eisgekühlte Limonade an,

mit den Worten: „Lösche deine Hitze!“ „Kalt wie Eis!“ „Hüte deine Zähne!“ Er trägt sein erquickendes Naß in einer mächtigen gläsernen Flasche, die zur Hälfte mit Eis, oder besser mit gepreßtem Schnee vom Libanon, zur Hälfte mit Wasser gefüllt ist. Eben trinken wir ein Glas Limonade, da schreit uns einer gellend in die Ohren: „Besänftigen Sie Ihre aufgeregte Schwiegermutter.“ Wir schauen uns verwundert nach dem Schreier um: es ist ein Blumenhändler, der uns seine Orangenblüten und Rosen anbietet: in der That ein passendes Beschwichtigungsmittel für „räße“ Schwiegermütter. Lange Esel- und Kamelkarawanen schreiten durch die wimmelnden, halbdunkeln Bazare dahin. Sie tragen in Säcken und Körben teils Spezereien, teils Bausteine, teils riesige Brennholzbündel, die fast die ganze Breite der Straße einnehmen. Da kommt ein Rübenverkäufer des Wegs und bietet große rote und weiße käseförmige Runkelrüben, die in schwachem Salzwasser liegen, als gesuchtes Erfrischungsmittel an. Hier brät ein Garkoch einen „Schisch Kebab“, bestehend aus Stücken von Hammelfleisch und Fettscheiben vom Schwanze des Hammels, die er abwechselnd an einen Bratspieß gesteckt hat und am offenen Feuer röstet. Die Kunden essen die leckere Mahlzeit auf offener Straße und lecken sich nach vollendetem Schmaus, in Ermangelung einer Serviette, die Finger ab. Daneben rasiert in aller Gemütsruhe ein Barbier einem fettleibigen Damascener seinen Querkopf spiegelglatt: es ist wegen der Hitze und allerlei unerbetener Gäste.

Plötzlich staut sich die Menge. Zehn Soldaten führen einen gefesselten Kameraden in ihrer Mitte; er hat eben einen anderen Soldaten im Streithandel erstochen. Diese türkischen Soldaten sind vom preußischen Schneid soweit entfernt, wie der Orient vom Occident. Ihre dicke, grauschwarze, rotbortierte Uniform ist vielfach zerfetzt. Die Schuhe sind in einem höchst bedenklichen Zustand. Mancher streckt ungeniert seine Zehen aus

seinen Hakenschuhen heraus; viele tragen sogar nur schiefgetretene, rote Türkenpantoffeln: es fehlt nur noch, daß sie barfuß gehen. Draußen an den Vorpostenorten der syrischen Wüste sollen sie's übrigens thun. Wir würden diese zerlumpten Türken nicht für Soldaten halten, wenn sie nicht einen Martinistutzer und ein Seitengewehr hätten. Da schlendern auch zwei Damascener des Wegs daher, indem sie sich wie zwei unschuldige Kinder, die auf den Spielplatz gehen, Hand in Hand führen. Die Männerfreundschaft wird im Orient sehr kultiviert, freilich nicht immer in sittlicher Weise. In der „Geraden-Straße," die gut eine halbe Stunde lang ist, kommen wir zum Haus des Judas, der den blinden Saulus beherbergte. Es ist heute eine kleine Moschee. Wie das Haus des Judas, so weiß man auch noch das Haus an der Stadtmauer, von dem der flüchtende Paulus in einem Korbe hinabgelassen wurde. Allein der Teil der Stadtmauer, in dem es gezeigt wird, ist türkischen Ursprungs und die Häuser darauf sind zu neu, als daß Paulus sie hätte betreten können. Die Gerade Straße mündet am Bab esch Scherki. Vor diesem Thor liegt die Sufantje, das Paradies der Damascener. Es ist ein Sommergarten, beschattet von Pappeln und durchströmt von einem Arm des Barada. Die lebensfrohen Damascener bringen oft halbe Nächte im melodischen Rauschen der Bäume dieses Gartens zu. Wie ein wonniges Märchen aus 1001 Nacht mutet uns dieser schattenkühle Hain an.

Prachtvoll sind die Häuser der vornehmen Damascener, deren eines uns seine Pforte erschließt. Es trägt den Namen Casanova und soll Kaiser Friedrich III. als Kronprinz während seines Besuchs in Damaskus beherbergt haben. Es ist ein herrlicher Wohnsitz: außen schlicht, ja unansehnlich, ist er im Innern voll orientalischer Pracht. Eine einfache Thüre führt in den kleinen Vorhof. Verwundert suchen wir in dem dürftigen Raume die ver-

heißene Pracht. Doch da glänzt sie uns schon aus dem inneren Hof entgegen, in dessen Mitte ein oktogoner Marmorbrunn sprudelt. Anmutige, luftige, bogenüberwölbte Säulenhallen umsäumen den Hof. Orientalischer Luxus, verbunden mit Ruhe und Frieden, wohnt in diesem Palast. Doch nicht genug: ein kurzer Gang führt uns in den zweiten Hof: das Sanctuarium des Hauses; er ist noch prächtiger geschmückt. Wieder rauscht in seiner Mitte ein Brunnen, noch geschmackvoller gefaßt als der erste. Auf zwei Seiten befinden sich in maurischem Stil gehaltene Hallen. Formschön sind ihre in schneeweißem Marmor ausgeführten Arabesken. An diese Hallen lehnen sich luxuriös ausgestattete Gesellschaftsräume, belegt mit köstlichen persischen Teppichen und Divans. Die Wände schmücken venezianische Spiegel. Kunstvoll mit Perlmutter eingelegte Damascenermöbel vollenden die Ausstattung. Das Haus gehört einer Christenfamilie, die es nach der großen Christenverfolgung im Jahre 1860 erbaut hat. In dieser Verfolgung zeichnete sich der gefürchtete Kabilenhäuptling Abdel Kader als Christenbeschützer rühmlich aus. Die meisten damascenischen Häuser sind freilich der Casa nova sehr unähnlich. Sie haben Riegelwände, die aus dünnen Pappelbalken und luftgetrockneten Lehmziegeln bestehen. Der Zerfall nistet in ihrem buckligen Mauerwerk.

Es ist mittlerweile Abend geworden. Um einen Überblick über die Stadt zu bekommen, suchen wir am Fuß des Dschebel Kasjun, der Damaskus majestätisch beherrscht, die Terrasse auf, die für Kaiser Wilhelm II. erbaut worden war. Eben vergoldet die Abendsonne Damaskus und seine paradiesische Ruta, d. i. den Pappelwald, der smaragdgrün und wonnig den „Abglanz des Paradieses" einfaßt. Unsern Österreicher rührt freilich diese Schönheit wenig. Mit heiserer Stimme und vorgestrecktem Kopf, aus dem die Augen bierselig hervorquellen, spricht er in tragischem Ernst, der um so komischer wirkt:

„Wiſſen S', wem Damaskus gloicht? Einem Löffel, und wiſſen S' auch, wo der Löffel liecht?" fragt er weiter mit pfiffigem Zwinkern der Augen. „Im Spinat!" lautet die verblüffende Antwort. Damit meint er den Pappelwald, der ſich um Damaskus ſchlingt. Auch vom Dſchebel Kaſſun, deſſen ſchroffe gelbrote Felſen in der untergehenden Sonne wie Rieſenflammen brennen, weiß er allerlei den Muslims nachzuerzählen. Er ſei der älteſte Berg der Welt, von deſſen Staub Gott den Adam erſchaffen habe. An ſeinem Abhang befinde ſich auch die Bluthöhle, in die Kain den Leichnam Abels geſchleppt habe. Die baumreiche Ruta muß natürlich der Überreſt des Paradieſes ſein, und ein mächtiger, dunkellaubiger Baum dort am Fuß des Dſchebel Kaſſun, ſoll nichts anderes ſein als der Baum der Erkenntnis des Guten und Böſen.

Als Muhammed, dieſer geniale Politiker, ſich zum erſtenmale Damaskus näherte und erfuhr, daß die Damascener ſich verſchworen hatten, nicht zu ruhen, bis ſie ihn getötet hätten, da zog er es vor, nur von dem Gipfel des Dſchebel Kaſſun die Stadt zu überblicken und dort mit der ihm eigenen prophetiſchen Poſe ſeinen Getreuen vorzuorakeln: Gott habe ihm geoffenbart, er dürfe als ſündiger Menſch das Paradies, d. i. Damaskus, nicht betreten. Doch als der kühne, arabiſche Feldherr Chalid Iben Welid die Stadt erobert hatte, da hinderten ihn ſeine Sünden am Betreten dieſes Paradieſes nicht mehr. Ein Denkmal auf der Höhe des Kaſſun erinnert an dieſe Begebenheit.

Nach 8 Uhr abends machte ich noch allein einen Gang in die Stadt. Das brauſende Leben war verſtummt. Nur vor den Kaffeehäuſern war es noch lebendig. Hier ſaßen mit unterſchlagenen Beinen auf Divans oder Binſenmatten oder auf niederen Holzſtühlchen die Damascener, ihren Kaffee ſchlürfend und ihre Waſſerpfeife ſchmauchend. Ich ſcheine der einzige Europäer zu ſein, der in ſo ſpäter Stunde in der Stadt herum-

läuft. Wenig freundlich ſchauen manche Damascener mir nach. Etwa in der Mitte der Stadt bemerke ich, daß ein verwegen ausſehender Araber mir immer folgt. Ich rede mir ein, daß ich mich täuſche. Doch in der That: hartnäckig heftet er ſich an meine Ferſen, auch während ich meine Schritte heimwärts lenke. Ein unbehagliches Gefühl beſchleicht mich. Ich laufe raſcher. Mein Verfolger thut dasſelbe. Plötzlich jagt eine Meute Straßenhunde mir nach. Glücklicherweiſe lenkt eine Kutſche mit vornehmen Damascenern, die eben vorbeirast, die Beſtien von mir ab. Aber mein Verfolger läßt nicht nach. Erſt in der Nähe unſers Hotels verſchwindet er im Dunkel der Nacht. Nachträglich erfahre ich, daß es für einen Europäer nicht ratſam iſt, nachts allein durch Damaskus zu wandern.

* * *

7. April. Der heutige Tag war dem Beſuch der großen Omaijadenmoſchee gewidmet. Ein Triumphbogen, getragen von mächtigen korinthiſchen Säulen und das Bab ez-Ziſâde bilden ihren großartigen Eingang. Der Moſcheenhof, ein mächtiges, längliches Viereck, iſt auf der einen Seite durch die Moſchee und auf den drei übrigen Seiten von impoſanten Säulenhallen eingerahmt. Der ſonſt ſtille Hof hallt heute vom Gehämmer der Steinmetzen und Maurer wieder. Es gilt dem Neubau des weſtlichen Flügels der Moſchee. Sie iſt urſprünglich eine alte Baſilika, die an Stelle eines heidniſchen Tempels von Kaiſer Arkadius in den Jahren 395—408 errichtet wurde. Dieſe alte Baſilika iſt am 14. Oktober 1893 ein Raub der Flammen geworden. Nun wird mit Eifer an der neuen Baſilika gebaut. Da die Araber unfähig ſind, den Bau auszuführen, ſo arbeiten faſt nur Chriſten an dem Werk. Die Baſilika wird durch eine mächtige Kuppel in zwei Flügel geteilt. Die Damascener vergleichen deshalb den Bau einem Geier, der im Flug ſeine zwei Flügel ausbreitet. Der

Oſtflügel iſt bereits vollendet. Er wird durch zwei byzantiniſche Säulenreihen in drei Langſchiffe geteilt. Dieſe Säulen tragen elf ſchöngeſchwungene Rundbogen, über denen ſich zweiundzwanzig kleinere Rundbogen erheben, die auf niedern doriſchen Säulen ruhen. Die Stilvermiſchung ſtört keineswegs den großen Eindruck, den dieſe erhabene Dichtung in Stein macht. Unwillkürlich erinnerte uns dieſe Baſilika an die himmelanſtrebende Gotik des Straßburger- und Kölner-Doms. In der Mitte des öſtlichen Flügels befindet ſich das umfangreiche, mit koſtbaren, grünen, goldgeſtickten Teppichen belegte Johannesgrab, das jedoch nur das Haupt des Johannes bergen ſoll. Im ſelben Flügel entſpringt die Johannesquelle, deren Waſſer Fruchtbarkeit verleihen ſoll, weshalb es von muslimiſchen Frauen beſtändig belagert iſt. Der Kuppelbau, der vom Brand ſchwer beſchädigt wurde, wird eben renoviert. Im Weſtflügel ſind erſt die Säulen der Langſchiffe errichtet.

Im mächtigen Moſcheenhof ſtehen drei kleine Kuppelgebäude: auf der Weſtſeite die Schatzkuppel, in der alte, koſtbare arabiſche Schriftdenkmäler aufbewahrt werden, in der Mitte des Hofes die Springbrunnenkuppel mit der Hanneſiye und auf der Oſtſeite die Stundenkuppel mit der Uhr. Wir verlaſſen den Moſcheenhof durch ein Thor in der Mitte der Nordſeite und gelangen in einen ſtillen, lauſchigen Garten, beſchattet von himmelanſtrebenden Palmen. Dort erhebt ſich ein kuppelgekröntes Manſoleum, welches Saladins Grab überwölbt. Wundervoll blaue Fayancen bekleiden Mauer und Pilaſter. Auf der Weſtſeite des Manſoleums iſt die Geſchichte Saladins, des edelſten aller Kalifen, in Fayance gebrannt. Das Manſoleum hat die Form eines Würfels, der zuerſt in eine acht-, dann in eine ſechzehneckige Trommel ausläuft, die von einer Spitzkuppel gekrönt wird.

Noch gilt es, das Minaret der Omaijadenmoſchee zu be-

steigen. Eine dunkle steinerne Wendeltreppe führt uns hinauf. Zu unseren Füßen funkelt im Grün der Ruta, das „Auge der Wüste." Von den Straßen von Damaskus sieht man fast keine, da alle mit Dächern überdeckt sind. Die Häuser erscheinen, von der Höhe aus betrachtet, als große viereckige Lehmkästen, aus denen kleine gewölbte Kuppeln hervorragen. Es dünkt uns, man könne dieses Häusermeer ohne Schwierigkeit auf den Dächern überschreiten, so kompakt ist es. Diese Überdachung ist beim Sonnenschein vorzüglich, im Regenwetter aber ein zweifelhafter Komfort; denn beständig regnet es von den Dächern, die mit Lehm eingedeckt sind, Lehm und Schmutz herab, so daß selbst die Damascener vorziehen, beim Regenwetter nicht auszugehen. Ihre Bazare sind alsdann größtenteils geschlossen.

Majestätisch ragen über das Häusermeer die Schneegipfel des Anti-Libanon und des Hermon, und in der Ferne schaut unser Auge die Wüste, die das Paradies umringt, wie der Tod das Leben.

Beim Verlassen der Moschee zieht ein Wahnsinniger unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist ein hochgewachsener Mann mit feingeschnittenen Gesichtszügen, aus denen wirr und wild zwei dunkle Augen glänzen. Er hat einen großen Stein in der Hand und bedroht die Vorübergehenden. Man läßt ihn gewähren, da seine Drohung harmlos ist. Er stößt die Worte aus: „Verbrannt sollte die Religion des Koran werden." Unser *Dragoman* erklärt uns, der Arme sei einst der größte Gelehrte der Moschee gewesen, aber ob dem Brüten über seinen Problemen wahnsinnig geworden. Wäre er ein Christ, fügte er hinzu, so würde man ihm freilich solch eine Äußerung nicht verzeihen. — Mit der Gelehrsamkeit ist es übrigens in Damaskus nicht mehr weit her. Von den nahezu hundert Gelehrtenschulen, die einst Damaskus besaß, sind heute nur noch fünf übrig und, was darin getrieben wird, ist abstruse, verzopfte Koranexegese. Die arabischen Gelehrten sind nichts

weniger als produktiv: ihre Wissenschaft besteht in beständigem Wiedergeben des schon oft durchgekauten Stoffes.

Am Nachmittag machen wir noch einen letzten Gang durch die Bazare. Was wir von damascenischer Kunst sehen, reizt uns wenig zum Kauf. Die Damascener Möbel sind wohl phantasievoll und augenfällig, aber die Arbeit ist ebenso flüchtig wie unsolid. Das Gleiche gilt von fast allen Industrien, auch von den berühmten Weber- und Stickarbeiten: beide von Gold und Silber strotzend, aber eben durch ihren aufdringlichen Reichtum zu plump für unseren abendländischen Geschmack. Die berühmteste Damascener-Industrie, die Schwertfegerei, ist seit Jahrhunderten nicht mehr vorhanden. Timurlenk (Tamerlan) hat die Damascener Schwertfeger nach der Eroberung von Damaskus im Jahre 1399 nach Samarkand und Chorassan geschleppt, — wie einst Nebukadnezar die Judäer nach Babylon — wo die Schwertfegerei heute noch blüht. Was heute von Damascener Klingen feilgeboten wird, ist meist „Solinger Ausschuß."

Eben sind wir in einem der größeren Bazare am Sûk-el Arwâm eingetreten. Fast auf den Fersen folgt uns ein schneidiger amerikanischer Reiseagent, ein Glied seiner Gesellschaft als Schlachtschaf nachschleppend. Höflich läßt er seinem Opfer den Vortritt, dienstfertig und katzbuckelnd eilt der griechische Besitzer des Bazars herbei und steht mit gekrümmtem Rücken vor den beiden. Der Agent kennt seinen Griechen schon, wenigstens giebt er ihm verstohlen ein Zeichen, daß sie den Amerikaner zusammen scheren wollen. Und der Schurprozeß besteht darin: du verlangst einen möglichst hohen Preis, ich hinwiederum markte herunter, du giebst nach, doch nur so viel, daß immer noch genug sowohl für dich als für mich übrig bleibt. Das scheint die Praxis gewisser Reiseagenten zu sein.

# Baalbek.

8. April. Wir stehen am Bahnhof von Damaskus. Baalbek ist unser Ziel. Eben haben sich unser drei in einem Coupee bequem eingerichtet und freuen sich Herren der Situation zu sein. Doch gemach: die Freude ist vielleicht zu voreilig. Ein vornehmer Türke steuert gravitätisch und zielbewußt auf unser Coupee und will einsteigen. Wir stehen wie auf Kommando alle drei ans Fenster und sehen uns den Türken an; dieser aber, wie er unser ansichtig wird, kehrt uns geärgert den Rücken. Wir hören, wie er seinem Diener zurnft, er solle ihm einen Wagen suchen, worin nur Gläubige seien. Mit tiefer Befriedigung nehmen wir von diesem damascenischen Fanatismus Notiz; denn er verschafft uns heute eine bequeme Fahrt.

Der Anti-Libanon ist entzückend. Den Quellflüssen des Barada entlang klimmt die Bahn das Gebirge hinauf. Wir glauben im Reußthal bei Wasen zu sein. Rechts und links himmelhohe Felswände. Oft trennen uns nur wenige Fuß vom Abgrund, in dessen Tiefe sich der Fluß über Felstrümmer bäumt. Immer näher kommen wir dem ewigen Schnee. Ein kühler Wind weht durch die Runsen des Gebirges. Doch da haben wir schon die Höhe des Anti-Libanon erklommen und eilen in rascher Fahrt thalwärts nach Muallaka. Dort scheidet sich unsere Gesellschaft in zwei Lager. Die einen wollen direkt nach Beyrut. Auch meine Frau verzichtet auf Baalbek, da sie in Brumana auf dem Libanon eine englische Freundin besuchen will. Wir andere mieten uns in Muallaka zwei Wagen nach Baalbek. Allein kaum liegt Muallaka uns im

Rücken, so muß der Wagen, in dem Dr. Benzinger und ich Platz genommen haben, Halt machen: ein Radreif ist gebrochen. Der Kutscher springt ab und bastelt daran herum. Dann fährt er wieder ein paar Schritte; allein es geht nicht. Wir müssen umkehren und einen anderen Wagen holen. In rasendem Galopp, als wäre nichts geschehen, fahren wir zurück. Da kommt ein anderer Wagen in tollem Lauf daher, besetzt mit zwei vornehmen Maroniten und einer jungen, hübschen Frau, die ein schwarzes Spitzentuch à la Venice mit italienischer Grazie über ihr dunkellockiges Haar geworfen hat. Der Besitzer unsers Wagens scheint darunter zu sein. Unser Kutscher ruft ihm zu, was geschehen ist. Die Drei steigen aus, wir thun dasselbe und besteigen ihren Wagen. Wir denken nichts anderes, als daß der verunglückte Wagen zurückfahre. Doch sieh, nach wenigen Minuten rast das zerbrechliche Fahrzeug hinter uns her. Seine Insassen haben den Reif notdürftig mit einer eisernen Klammer geflickt. Eine halbe Stunde lang jagen die Kutscher mit uns um die Wette; glücklicherweise lenkt der andere Wagen in ein Seitenthal ein.

Es ist ein herrliches Land, das sich vor uns dehnt. Wogende Saatfelder wechseln mit Weinbergen ab, deren Reben wie riesige Polype sich über den Boden hinwinden. Wonnige Frühlingsluft atmet Feld und Flur. Bäche durchmurmeln in hurtigem Lauf die Ebene: der Libanon und der Anti-Libanon senden sie in die fruchtbaren Gefilde herab. Mit schneeigen Häuptern wie zwei Greise, die mit ihren Gedanken in der seligen Jugendzeit weilen, träumen sie auf das paradiesische Land herab: auch dieses hatte einst eine Jugend, wundersam und zaubervoll: sie ist dahin. Aber ihr Denkmal ist geblieben: Baalbek. Plötzlich hält der Kutscher den Wagen an: eine maronitische Kutsche versperrt den Weg, deren eine Axe mit einer Winde unterstützt ist, während ein Rad am Boden liegt. Eben wird die Radbüchse mit einem schweren Stein hineingetrieben; sie scheint locker

geworden zu ſein. Luſtig beſorgen die Männer das aufhaltende Geſchäft, das ſie offenbar nur amüſiert. Sie haben keine Ahnung davon, daß Zeit Geld iſt. Sorglos, wie die Kinder, leben ſie in den Tag hinein; denn was heute nicht gethan wird, hat ja morgen noch Zeit. Glückſeliges Naturvolk! Wir umfahren das verunglückte Fahrzeug und denken, daß es nie nach Baalbek kommen werde. Aber ſieh, nach einer halben Stunde kommt es in tollem Lauf hinter uns her, rechts und links von zwei ſtrammen Beduinen begleitet, deren Burnuſſe luſtig im Winde flattern. Sie reiten edle Stuten und produzieren ſie ſtolz vor ihren Freunden. Bald reiten ſie Galopp, bald Trab, bald ſchlendern ſie läſſig auf ihren Roſſen daher, als kümmere ſie die wilde Jagd nicht, und bleiben weit zurück. Auf einmal ſprengt's und ſchnaubt's hinter uns: graziös und ſtolz jagen ſie an uns vorbei, lachen uns übermütig zu, unſern Beifall fordernd. In einem günſtigen Augenblick überholt uns der verunglückte Rumpelkaſten unter dem triumphierenden Spott ſeiner Inſaſſen. Nun gewahren wir, daß ſie die Büchſe mit Schnüren an die Speichen des Rades gebunden haben: das hält in ihren Augen ja reichlich für eine Wettfahrt. Und eine ſolche beginnt zwiſchen unſerem Kutſcher und dem des maroden Wagens. Wir ſehen dem Ding eine Weile zu, ohne daß unſere Kutſche die andere überholen kann. Schließlich wird uns der Spaß doch zu ungemütlich, da wir an einer gefährlichen Stelle der Straße umzuwerfen drohen. Dr. Benzinger ſtellt in ſeiner ſchneidigen, energiſchen Weiſe den Unfug ab; ruhig traben wir von nun an auf der ſtaubigen Straße dahin, doch nicht, ohne daß unſer Kutſcher hin und wieder einen Verſuch macht, den Triumphator vor ihm zu überholen. Wir ſind ſchon drei Stunden unterwegs und wären froh, wenn wir Baalbeks anſichtig würden; denn ein kalter Wind pfeift durch das Hochthal und bläſt uns durch Mark und Bein. Da, auf dem höchſten Punkt der Thalebene,

erblicken wir in der Ferne die Säulenreste der Akropolis von Baalbek. Die Griechen nannten Baalbek Heliopolis. Beide Namen bedeuten dasselbe. Der phönizische Baal war, wie der griechische Helios, der Sonnengott. Baalbek war ein Hochsitz des Sonnenkultus. Anmutig schwingen sich die mächtigen Säulen seines großen Tempels in die Höhe. Die klassische Welt der Antike grüßt uns in ihnen. Doch noch eine halbe Stunde haben wir zu fahren, bis wir in Baalbek unseren Einzug halten. Es ist ein freundliches Städtchen mit einigen europäischen Gasthäusern. Seine Einwohner sind großenteils Maroniten. Es sind schöne, wohlgebaute Gestalten. Das schöne Geschlecht zeichnet sich durch auffallende Anmut aus. Das sind nicht mehr schmutzige kleine Beduinenweiber, sondern meist Frauen von hohem Wuchs und schneeweißem Teint. Wir steigen im schlichten, aber guten „Grand Hotel Viktoria" ab.

Hierauf suchen wir die Akropolis auf. Die prachtvolle Trümmerstätte ist eben von der untergehenden Sonne beschienen. Sie liegt in einem Hain von Oliven- und Pappelbäumen. Ihre Umfassungsmauern sind aus kolossalen Quadern gefügt. Durch einen langen, gewölbten, dunklen Gang gelangen wir in das Innere der Burg. Am Ende des Ganges stehen wir überwältigt einen Augenblick still. Vor uns erheben sich in gigantischer Größe die sechs Säulen des großen Tempels, sowie der noch gut erhaltene Sonnentempel. Dem massigen Bau nimmt das Peristil, das aus mächtigen Säulen mit korinthischen Kapitälen gebildet ist, seine Schwere. Unsere Augen weiden sich an den großen und doch maßvollen Verhältnissen dieses Tempels. Haben wir in der Welt des Islam mit ihrem unentwickelten Formensinn ordentlich Heimweh bekommen nach der Welt der Antike: hier umfängt sie uns bei aller Dekadenz immer noch mächtig, ja erhaben. Cyklopen, nicht Menschen, scheinen diese Bauten ersonnen und ausgeführt zu haben. Einzig schön

ist das Portal des Sonnentempels. Seine Säulen liegen am Boden, aber noch immer ruht ein Abglanz antiker Formenherrlichkeit darauf. Leider ist der mittlere Stein der Oberschwelle eingesunken und wird heute von einem häßlichen Notpfeiler gestützt. Aber noch immer ist diese Oberschwelle mit ihren symbolischen Reliefs ein architektonisches Wunder. Die Zella ist ein längliches Viereck. Ihre Langseiten sind durch Säulen und Pilaster korinthischer Ordnung belebt, zwischen denen sich Nischen befinden, die von vorragenden Giebeln beschattet sind. In der Mitte der rechten Zellawand ist eine reiche marmorne Gedenktafel angebracht, die an den Besuch Kaiser Wilhelms II. erinnert. Mittels einer Wendeltreppe, deren Spiralen innerhalb der mächtigen Portalmauer des Sonnentempels sich winden, besteigen wir den First des Tempels. Ein Torso von überwältigender Schönheit liegt zu unseren Füßen. Auch die Trümmer beseelt noch jene Harmonie, in der das Geheimnis der Schönheit liegt. Eine untergehende Welt hat sich hier ein untergehendes Denkmal errichtet; aber so lang es steht, wird es die Bewunderung des einsamen Wüstenpilgers sein.

Nur schwer trennen wir uns von diesem einzig herrlichen Bau und gehen, um eine Übersicht über den Grundriß der Akropolis zu erhalten, quer hindurch bis zu ihrem alten Portikus auf der Ostseite der Burg. Er bildet ein längliches Viereck. In wüstem Wirrwar füllen es ihre Säulenstrünke und Architrave, ein jammervoller Anblick. An den Portikus schließt sich der kleine sechseckige Vorhof an, in dem noch einige schöne Muschelnischen erhalten sind. Er führt in den großen Vorhof, den teils viereckige, teils halbrunde Gemächer umgeben. Noch zeugt ein halbkreisförmiges Gemach mit zierlichen Nischen und Säulen von der vergangenen Herrlichkeit des Baues. Spitz- und Rundgiebel überdachen abwechselnd die Nischen: das

Tasten einer niedergehenden Kunst, die ihres Geschmacks nicht mehr sicher ist, hat sich in diesem unruhvollen Wechsel verkörpert.

Auf der Nordwestecke der Burg von Baalbek liegt eine kleine Terrasse, auf die es uns hinauszieht. Die Abendsonne steht eben scheidend auf dem Libanon und vergoldet dieses Erdenparadies und webt um die Trümmer der Akropolis einen duftigen Schleier. Wie ein Riesenaltar, auf dem das Abendopfer brennt, ragen die sechs gewaltigen Säulen des Peristils des großen Tempels in den Abend hinein. Trunken schweift das Auge über diese zaubervolle Natur. Hellgrün glänzt im Abendschein der Pappelhain am Fuße der Akropolis, sowie die Fluren, die das Thal zwischen Libanon und Anti-Libanon füllen. Stille Weihe atmet diese in Schutt und Trümmer gesunkene Welt. Nur die Schwalben umkreisen zirpend und zwitschernd die gigantischen Denkmäler. Uns dünkt, als ob es der Sonne schwer würde, von der Heimstätte ihres Kults zu scheiden; denn noch lang zittern ihre Strahlen über die schneeigen Gipfel des Libanon in das Thal hin. Da erlöschen sie, und mit ihnen flieht der zaubervolle Glanz, der farbenreich noch eben um die Säulen der Akropolis gespielt hat. Ein kühler Wind weht von den Schneefeldern des Libanon herab. Er mutet uns an wie der erstarrende Todeshauch, der aus den Gräbern der Vergangenheit uns entgegendringt. Warum mußte diese Welt voll Schönheit und Größe untergehen? Frag Theben am Nil, Babylon am Euphrat und Ninive am Tigris! Die Kultur des Heidentums trägt den Tod im Herzen. Ihr stolz ragendes Götterbild steht auf thönernen Füßen; zermalmt muß es in Staub sinken vor Dem, der da war und der da ist und der da kommt. Aber wehmütig steht der Christ, dem Gott ein Auge zum Schauen gegeben hat, an diesen Überresten dahingeschwundener, schönheitstrunkener Geschlechter.

Unfern der Akropolis ſteht in einem lauſchigen Baumgarten ein barocker Vennstempel. Es iſt ein Rundbau, den ein Periſtil von acht Säulen umgiebt; geſchmackvoll iſt ſein Architrav, der in kühnen halbkreisförmigen Bogen von Säule zu Säule ſich ſchwingt. Das Ganze in Stil und Dekoration ein Kabinetſtück ſpätrömiſcher Kunſt, wie geſtimmt zum Dienſt der Liebesgöttin. Wenige Schritte davon befinden ſich die Trümmer einer vierſchiffigen Moſchee. Welch ein Unterſchied! Auf der Akropolis harmoniſch bewältigte Maſſe, hier zuſammengeſtohlenes Pfuſchwerk, und ſelbſt die Spitzbogen, die von Säule zu Säule ſich wölben, ſind nicht einheitlich durchgeführt: ein unerquickliches Denkmal tiefgeſunkener Baukunſt.

Schon brütet die Dämmerung über dem Land, während wir einen Gang um die Ringmauern der Akropolis machen. Unſer Ziel ſind die drei großen Steine der Umfaſſungsmauer. Sie ſind mit ihrer Länge von neunzehn Metern und ihrer Dicke und Höhe von je 4 Metern vielleicht die größten Steine, die jemals verbaut worden ſind. Was für techniſche Hilfsmittel mußten doch den Alten zu Gebote geſtanden ſein, um mit ſolchem Material bauen zu können! Hebel und Winde erſcheinen dieſen Koloſſen gegenüber wie Spielzeug; hier konnte nur Keil und Walze in Anwendung gebracht werden, die langſamſten, aber dauerhafteſten und mächtigſten Bewegungsmittel.

Die Rieſenſteine ruhen auf einer Unterlage von gewaltigen Quadern. Darüber erhebt ſich das flüchtige Mauerwerk der Araber und Kreuzfahrer, die dieſen Tempelbezirk in eine Feſtung umgewandelt haben. Langten ihnen die Bruchſteine zur Feſtungsmauer nicht, ſo zerſchlugen ſie ohne Beſinnen Säulen und koſtbare Architrave und verwendeten ſie im rohen Mauerwall; auch eine Predigt in Steinen, vom Wandel und Wechſel der Zeiten und der Völker! Unwillkürlich blicken wir, am Fuß dieſer Ringmauer ſtehend, ihr entlang und gewahren den Mond, der gerade

über den Zinnen der Mauer schwebt. Er versilbert mit seinem milden, ruhigen Licht die herrlichen Überreste einer kunstsinnigen, längst vergangenen Zeit, sowie die rohen Verwüstungen späterer Geschlechter.

Im Mondschein machen Dr. Benzinger und ich noch einen Gang durch das moderne Baalbek. Es ist totenstill in den Gassen, nur im geräumigen Kaffeehaus sitzen noch die Syrer bei Kaffee und Nargile. Das heutige Baalbek ist eine aufblühende Stadt. Zahlreiche Neubauten sind im Werk. Alles macht den Eindruck der Behäbigkeit. Arme kennt man hier kaum. Das Volk ist fleißig, und das Land giebt, was man von ihm fordert.

---

# An der syrischen Küste.

Nach ruhsamer Nacht kehren wir nach Muallaka zurück und über- 9. April.
winden den Libanon teilweise mit dem Zahnrad. Lichte Höhen und düstere Schluchten, eisige Schneehänge und liebliche Weidetriften ziehen an uns vorbei, während wir lang entbehrte, balsamische Gebirgsluft einatmen. Hier auf diesem stolzen Gebirge begreifen wir die Begeisterung der israelitischen Dichter und Propheten. Wohl sind von den vielbesungenen Cedern des Libanon nur noch dürftige Überreste erhalten, die sorgsam gehegt und gepflegt werden; aber wie ein Eldorado muß vor alters dieses Gebirge mit seinen wipfel- und ästereichen Cedern dem Sohn der Wüste erschienen sein, der nur karge Steppe und ausgedörrten Wüstensand kannte. Nachdem der Kamm des Gebirges überschritten ist, geht's in rascher Thalfahrt der syrischen Küste zu. Die Civilisation begrüßt uns in großen und kleinen, schmucken Villen, die an den Abhängen des Libanon kleben. Sie gehören vornehmen Beirutinern, die sich

auf dieſe windumfächelten Höhen, vor der Glut und Hitze der mittäglichen Sonne, flüchten. Da fällt unſer Blick auf eine glitzernde, endloſe, blaue Fläche: es iſt das Mittelmeer, das ſich da unten am Fuß des Libanon bricht. Wechſelnde Scenerien, palmenumrauſcht und ſonnenumwoben, fliegen an uns vorüber. Doch da fahren wir ſchon an langen Häuſerreihen hin: wir ſind in Beirut. In haſtiger Eile wird die Stadt „gemacht", die im ſchroffen Gegenſatz, wie nur immer eine Hafenſtadt, Reichtum und Armut, chriſtliche Liebeswerke und orientaliſche Sittenloſigkeit beherbergt. Im Hafen treffe ich meine liebe Frau, die wohlbehalten von Brumana zurückgekehrt iſt. Sie iſt voll von dem Geſchauten und Gehörten. Doch erſt auf der Auſtria, einem altersſchwachen, öſterreichiſchen Lloyd-Boot, kann ſie mir erzählen, was ſie aus wahrheitstreuem Mund über Land und Leute am Libanon vernommen hat. Nur einiges beſonders Charakteriſtiſche ſei hier angeführt: Es iſt ſchwer, unter den Maroniten Miſſion zu treiben. Sie ſind Chriſten, können aber ihr arabiſches Blut nicht verleugnen. Die Sittlichkeit liegt tief darnieder. Eheliche Treue iſt ſelten. Unmenſchlich ſtreng dagegen wird der Fall eines Mädchens geahndet. Liegt ein ſolcher unleugbar zu Tage, ſo ſchaffen entweder der Vater oder die Brüder es für immer auf die Seite. Hiebei leitet ſie weniger die Furcht vor Schmach, als vielmehr der Grund, daß die Gefallene nicht mehr gut verheiratet werden kann: ſie iſt entwertet. Dieſe Anſchauung geht übrigens durch alle ſemitiſchen Völker. Es kam folgender erſchütternde Fall vor: eines Tages wurde ein junges Mädchen von drei Brüdern zum Arzt einer Miſſionsanſtalt auf dem Libanon gebracht. Es ſollte konſtatiert werden, ob ſie Mutter ſei oder nicht. Sie war es. Ihr Schickſal war beſiegelt. Die Brüder kamen ohne ſie heim und gaben vor, ſie ſei unterwegs von einer Felswand hinabgeſtürzt. Ohne Zweifel hatten ihre eigenen Brüder ſie gerichtet.

In derselben Anstalt fand sich mit ähnlichem Anliegen eine Mutter mit ihrer Tochter ein. Ergreifend war die Klage der Mutter, als der Arzt der Wahrheit Zeugnis geben mußte. „Nun wird der Vater sie umbringen!“ rief sie in herzbrechendem Mutterschmerz.

Wie tief steht doch ein Volk, das seine Seele nicht der Sünde, sondern des Geldes wegen mit dem Mord der Gefallenen belastet! Diese wenigen Beispiele mögen genügen. Sie lassen uns in einen schauerlichen Abgrund blicken.

Die Erzählungen werden durch die Schiffsglocke abgebrochen, die zum Abendessen ruft. Der Speisesaal ist voller Menschen. Palästinapilger aus aller Herren Länder und den verschiedensten Gesellschaftsklassen, aber auch Türken und Araber sind kunterbunt durcheinander gewürfelt. Eine schreckliche Luft herrscht in dem niederen Raum. Noch während des Mahls setzt sich der Dampfer in Bewegung. Das schmale Schiff rollt unheimlich. Nach kurzer Zeit verläßt da und dort einer leichenblaß das leckere Mahl, um in aller Stille droben auf dem Deck dem unerbittlichen Poseidon den Tribut zu entrichten. Auch einen Beirutiner, der sich in auffallend schöner Damenbegleitung eingeschifft und der noch eben lustig gescherzt hat, überkommt ein menschliches Rühren; unbekümmert um die ganze Speisegesellschaft erhebt er sich von seinem Sitz, der zufällig unter einem Kajütenfenster sich befindet, dreht uns den Rücken, öffnet das Fenster und besorgt das Unvermeidliche. Das ist jedoch nur der Anfang. Auf dem Deck der Austria wurde das Elend so gräßlich, das es unmöglich war, darauf zu gehen; und kein Matrose ließ sich zur Reinigung erblicken. Kein Wunder, daß ein älterer deutscher Herr, der Palästina durchpilgern *wollte*, auf dem Deck ausglitt und den Knöchel brach. *Wochenlang* lag er im Spital von Jaffa darnieder. Erst nach diesem Unglück fegte ein Matrose das Deck.

Trotz der bewegten See war die Nacht zauberhaft schön. So hell hatten die Sterne uns noch nie geleuchtet, so golden war der Mond noch nie am Himmel gestanden. Als wir in der Bucht von Haifa vor Anker gingen, stand er eben über dem Karmel und umhüllte den Berg Elias mit magischem Silberflor. Wie ein riesiger Hochaltar ragte der Karmel aus dem wie flüssiges Silber dahinströmenden Meer, das seinen Fuß umbrandete. Es war ein unvergeßlicher Anblick. Doch nur kurz währte er, denn rasch versank der Mond hinter dem ins Meer hinausgeschobenen Vorgebirge. Mit seinem milden Schein war aller Zauber der Nacht entflohen. Schon näherten sich über die unruhige See von Haifa her neue, aber bereits seekranke Passagiere. Ich wartete ihre Ankunft nicht ab, sondern suchte meine Kabine auf und sank dort in einen bleiernen Schlaf, aus dem ich erst im Hafen von Jaffa erwachte, wo wir bei vollkommen stiller See landen konnten.

* * *

10. April. In Jaffa trifft uns die frohe Nachricht, daß eben Oberstleutnant von Knobelsdorff angekommen sei, um gleichfalls nach Jerusalem zu pilgern. Wir treffen uns am Bahnhof. Doch nur flüchtig können wir uns grüßen; denn eine Unmenge Pilger drängt sich auf dem kleinen Perron von Jaffa und sucht nervös nach Plätzen. Wir werden mit einer Stangeschen Reisegesellschaft in einem Salonwagen zusammengepfercht. Der Zug ist so lang, daß ihn die Lokomotive kaum von der Stelle bringt. Verspätet treffen wir in Jerusalem ein. In unserer Herberge wartet unser die frohe Überraschung, daß die Diebe, die unserem Reisegefährten in Dschenin das Portomonnaie abnahmen, sich in Jerusalem selber verraten haben und bereits festgenommen sind. Die Entdeckung geschah folgendermaßen: Dr. Benzinger hatte den Koch der Gesellschaft mit einem Brief an die Firma

Palmer und Kappus vorausgeschickt, der sie von dem Diebstahl in Kenntnis setzte und den Verdacht auf die mutmaßlichen Thäter lenkte. Und richtig, der Verdacht bestätigte sich. Ein Mukari, den man eben im Verdacht hatte, wechselte in unbegreiflicher Dummheit beim Geldwechsler, der vor dem Bureau der Firma Palmer und Kappus seinen Tisch hatte, ein deutsches Goldstück. Deutsches Gold aber hatte das gestohlene Portmonnaie enthalten. Der Wechsler schöpfte Verdacht, zumal er bereits um den Diebstahl wußte, ging in das Bureau und zeigte Herrn Palmer das Geld. Zufällig war auch der Koch im Bureau. Dieser erkannte in dem Besitzer des Goldstücks einen der verdächtigen Mukari. Ohne viele Umschweife wurde er festgenommen. Erschrocken bekannte er nicht nur seine Schuld, sondern gab auch an, daß er mit dem Kellner das Geld gestohlen habe. Auch dieser wurde eingefangen und gestand. Mit Ausnahme des Papiergeldes, das die Schelme wollten verbrannt haben, konnte der gestohlene, inhaltsreiche Geldbeutel seinem Eigentümer wieder zugestellt werden. Damit war die einzige Wolke, die unsere Reisefreude beschattet hatte, vorübergegangen.

# Hebron.

11. April. Ein schneidender Wind weht uns entgegen, da wir in der Morgenfrühe zu Wagen nach Hebron aufbrechen. Während der dreistündigen Fahrt kommen wir nicht aus dem Frieren heraus. An den Salomonischen Teichen halten wir an. Es sind ihrer drei. Die Teiche sind teils in Felsen gehauen, teils ummauert und enthalten Quellwasser. Sie liegen in einem abschüssigen Thale hinter einander, einer tiefer als der andere. Neben dem obersten Teich ist ein Kastell zum Schutz gegen die Beduinen erbaut. Die Teiche versorgten Bethlehem und zum Teil auch Jerusalem mit Wasser. Wer sie gebaut hat, ist trotz des Namens noch nicht ausgemacht. Hinter den Teichen nimmt uns wellige Steinwüste auf, die nur durch das quellenreiche Wadi el Arrub freundlich unterbrochen wird. Hinter diesem wieder kahle Berge und Thäler. Endlich öffnet sich vor uns ein fruchtbares Thalgelände mit blühenden Saatfeldern und Weinbergen, über welche knorrige Rebstöcke sich hinwinden: wir sind in Hebron, der uralten Patriarchen- und Königsstadt. Schlanke Minarete überragen ihre würfelförmigen Häuser, die samt und sonders ein schmuckes Aussehen haben. Hebron ist die drittgrößte Stadt Palästinas und hat nicht weniger als sieben Quartiere. In einer jüdischen Locanda (Herberge) steigen wir ab. Dr. Benzinger bespricht mit der jüdischen Herbergsmutter das Mittagsessen: das Menu, das ihr zu Gebote steht, ist nicht allzugroß. Auf Reis und Huhn fällt unsere Wahl. Während dieses Gericht bereitet wird, machen wir einen Gang in die Stadt. Am Birket es-Sultan vorbei, der Wasserversorgungs-Anstalt und Badeplatz zugleich ist, wandern wir durch steile und winklige Straßen zum Haram, dem Heiligtum der Stadt: er umschließt

die Höhle Machpela mit den Gräbern von Abraham, Isaak und Jakob, und ihren Frauen Sarah, Rebekka und Lea, sowie auch von Joseph, welch letzterer bekanntlich noch bei Nablus eine Grabstätte hat. Ein prächtiges Portal, dahinter eine lange Treppe laden zur Einkehr ein. Allein als Christen dürfen wir nur die sieben ersten Stufen der Treppe hinansteigen. Auf der Höhe der siebenten Stufe befindet sich ein Loch in der Moscheemauer, durch das man in das Innere des Heiligtums sehen soll. Leider ist es so klein, daß man außer den Mauersteinen nichts erblickt. Hämisch umstehen uns die Muslim und freuen sich unserer Enttäuschung. Hebron ist recht eigentlich die Hochburg des muslimischen Fanatismus. Beständig laufen uns kleine schmutzige Kinder nach, verspotten und bewerfen uns mit Steinen. Hinter der Moschee macht uns längere Zeit ein junger Hebroner Sprößling zur Zielscheibe seiner Steinwürfe.

Neben der Moschee ist eine Wasserschlauchfabrik. Eine Menge Ziegenfelle, mit Gerbstoff gefüllt, liegen am Boden: ein bizarrer Anblick, da man an den Fellen alles stehen läßt, was Wasser bergen kann.

Durch überwölbte, nachtdüstere Gänge suchen wir den Bazar der Lederarbeiter auf; die Lederindustrie ist nämlich in Hebron zu einem einkömmlichen Erwerbszweig entwickelt. Gegerbte und ungegerbte Felle liegen in Fülle in den Buden herum. Manche sind wie Teppiche auf den Boden der Gasse ausgebreitet, damit der Fuß der Vorübergehenden sie stampfe. Sattler und Schuster haben hier abwechselnd ihre Bazare. Doch die Lust zum Anschauen vergeht uns bald, denn die Besitzer der Buden sind nichts weniger als liebenswürdig gegen uns.

In unsere Locanda zurückgekehrt, finden wir die jüdische Herbergsmutter noch immer beim Kochen. Ihr Kochherd ist der einfachste von der Welt: er hat die Form eines großen, irdenen Topfes. So klein das Ding ist, fehlt ihm doch weder Rost noch Zugloch. Lustig brennen die Holzkohlen darin, und

munter rührt unsere Jüdin in dem Blechkessel herum, in dem unsere Reissuppe mit dem Huhne schmort. Endlich ist das Gericht gar. Der Herbergsvater, ein alter Jude mit langem gelbem, pelzverbrämten Kaftan und Zitzenbart, serviert das einfache Mittagsmahl. Es schmeckt vorzüglich. Die jüdische Köchin versteht sich in der That auf ihr Handwerk. Kein Tropfen der fetten Suppe bleibt übrig; auch dem Huhn geht's nicht viel besser. Unsere mitgebrachten Vorräte haben gute Ruhe. Sie können nicht mit der Judensuppe konkurrieren.

Am Nachmittag suchen wir die Eiche von Mamre auf. Ein lieblicher Weg führt dahin durch Weinberge und Olivenhaine. Das Land, darauf die Eiche steht, gehört den Russen. Sie haben pietätsvoll eine schützende Mauer darumgebaut und ein Hospiz für ihre Pilger darin errichtet. Auch ein Aussichtsturm fehlt nicht. Alles was von heiligen Stätten in Palästina kaufbar ist, raffen die Russen an sich, und sie verstehen es, ihre Besitzungen geschmackvoll herzurichten. Um die Eiche haben sie in frommer Sorgfalt einen eisernen Zaum gezogen. Gegen einen Backschisch öffnet die Pförtnerin sein eisernes Gatter. Wir treten ein und stehen unter einem alten, zerborstenen Eichbaum, der nur noch zwei mächtige, laubreiche Äste trägt; alle anderen Äste sind abgestorben. Ob freilich Abraham unter diesem Baume gewohnt hat, ist mehr als zweifelhaft. Doch Baum und Gegend ist so reizvoll und anmutig, daß die Phantasie gern diesen Ort mit ihren Lieblingen belebt.

Es ist Mittag. Heiß brütet die Sonne über dem Thal und den Hügeln von Hebron. Vor der Thüre seines Zeltes ruht der greise Abraham. Sinnend läßt er seinen Blick über die Landschaft schweifen. Da sieht er drei Männer auf sein Zeltlager zukommen. Der ehrwürdige Nomadenfürst erhebt sich, geht ihnen entgegen und empfängt sie mit orientalischer Höflichkeit. Ob er wohl ahnt, wer zu ihm kommt? Ehrerbietig führt er die drei unter die Eiche, breitet einen Teppich darunter

aus, weist ihnen den Ehrenplatz an, eilt in das Zelt und trägt Sarah auf, Fladenbrot zu backen. Er selber geht zur Herde, sucht ein gemästetes Kalb aus und giebt es seinem Knechte zur Bereitung. Während des Mahles wartet er persönlich seinen Gästen auf. Nach dem Mahl richtet der eine seiner Gäste, eine majestätische Gestalt, das wunderbar leuchtende Auge auf Abraham und spricht: Heute übers Jahr wird Sarah, dein Weib, einen Sohn haben. An diesem Wort erkennt Abraham seinen Gott. Heilige Freude durchbebt sein Herz und strahlt wie Sonnenschein auf Firnschnee auf seiner Stirne wieder. Und Abraham glaubt. Aber nicht so Sarah, die hinter dem Zeltvorhang stehend, dem Gespräch der Männer zugehört hat. Sie lacht der Verheißung, ihres Alters gedenkend. Gott hört es und weist sie zurecht; der Sohn der Verheißung trägt fortan den Namen Lacher. Nach dem Mahl brechen die Gäste auf. Abraham geleitet sie. Auf der Höhe von Hebron, die gegen das Tote Meer blickt, angekommen, trennen sich zwei der Gäste von Abraham, und richten ihr Antlitz nach Sodom. Der HErr dagegen bleibt stehen, schaut Abraham in das sinnende Auge und spricht: Wie kann ich Abraham verbergen, was ich thue? Ich will Sodom und Gomorrah um ihrer Sünde willen verderben. Abraham durchzuckt ein heißer Schmerz. Er denkt an seinen Neffen Lot, und sein erbarmendes Herz treibt ihn an, sich zu unterwinden, für Sodom und Gomorra bittend einzutreten. Der HErr geht auf seine Bitte ein. Um fünfzig Gerechter willen will Er Sodom stehen lassen. Aber Abraham markte die Zahl bis auf zehn herunter, und Gott giebt nach. Nun wagt Abraham nicht weiter zu bitten. Schweren Herzens hält er inne. Gott entfernt sich. Eine bange Nacht folgt.

Wer steigt dort vor Tagesanbruch die Höhe hinan, die in das Thal Siddim blickt? Es ist Abraham. Gespannt schaut er nach Osten. Schwefelgelb geht die Sonne auf. Aber ihr

Licht zeigt ihm nur, wie Rauch aus dem Thale Siddim, wie aus einem Ofen, emporsteigt. Das Gericht ist über diesen Garten Gottes hereingebrochen. Was mag der Greis in dieser Stunde durchlebt haben! Bang wird er sich gefragt haben: wie steht's mit Lot, — hat Gott ihn gerettet oder gerichtet? Gott verschonte ihn gnadenreich.

Das Bild wechselt. Abraham ist in Trauer gekommen. Sein geliebtes Weib Sarah ist gestorben. Traurig sitzt er am Abend unter der Eiche und sieht thränenden Auges gen Himmel, wo unbekümmert um seinen Schmerz die Sterne ihre leuchtenden Bahnen ziehen. Die Vergangenheit wird wach: alles, was er mit Sarah seit den Tagen ihrer ersten, jungen Liebe bis auf diesen dunklen, schmerzumhüllten Tag erlebt hat, wird lebendig: o diese Liebe stirbt nicht! Und dem Greis, der dort unter dem flüsternden Baume mit seinem Schmerze allein ist, wird es wieder, wie einst auf dem Morjah, gewiß, daß Gott auch von den Toten auferwecken könne.

Und wieder ändert sich die Scene. Ein königlicher Zug reitet an der ehrwürdigen Patriarchen-Eiche vorbei: es ist Isais heldenhafter Sohn, der als König in Hebron einzieht, um hier 7½ Jahre lang seinen Thron aufzuschlagen.

Ein leiser Wind streicht durch die Wipfel der uralten Eiche, und ihre Blätter rauschen, als wollten sie uns noch weiter erzählen, was Mamre im Lauf der Jahrtausende alles geschaut, von Israels Glanz und Fall, von siegreichen Römern, Persern und Arabern, aber auch von Christen, die, das Kreuz an die Schulter geheftet, einst begeistert nach dem heiligen Grabe zogen. Er hat ein eigentümliches Leben, dieser Baum: in die altersschwache, orientalische Welt schaut er selbst altersschwach, aber er lebt. Mit ihm wird einmal eine Welt von Erinnerungen zu Grabe sinken, wenn ihn nicht spätere fromme Geschlechter in einem anderen Baume fortleben lassen.

Wir gehen den Weg zurück, den wir zur Eiche gezogen ſind. An der Jeruſalemer Straße wartet unſer Wagen auf uns, der uns durch den kalten, froſtigen Abend heimführt in die hochgebaute Stadt. Mit durchfrorenen, ſteifen Gliedern kommen wir in Jeruſalem an und ſind froh, ein knatterndes Feuer im Salon unſeres Gaſthofs zu finden.

---

# Marſaba.

Heute iſt Gründonnerstag. Um die Zeit auszukaufen, mache ich allein mit meinem Dragoman einen Ritt zum Kloſter Marſaba, das Sabas, der Schüler des Euthymius, um 480 gegründet hat. Seit dem Kaiſerbeſuch iſt ein bequemer Reitweg dahin gebaut, da der Sultan glaubte, die Majeſtäten werden auch Marſaba beſuchen. Der Beſuch unterblieb; doch der gute Weg iſt geblieben. Wir reiten durch öde, gewundene Thäler hin. Die Einſamkeit ſcheint hier ihre Heimſtätte zu haben. Doch halt, da ſind ja einige Beduinenhorden, die mit ihren ſchwarzen, kamelshaarenen Zelten Leben in die Einöde bringen. Einer begegnet uns an einer einſamen Stelle. Er trägt die lange, meſſingbeſchlagene Feuerſteinflinte in der Hand und mißt uns mit gleichgültigen Blicken. Der Sohn der Wüſte jagt Rebhühner, die zahlreich in den Spalten des Thales niſten. Nach zweiſtündigem Ritt öffnet ſich vor uns das Feuerthal, in dem Marſaba liegt. Rote, zerriſſene, ſonnendurchglühte Felſen fallen ſchroff in ein waſſerloſes Flußbett hinab. Wie müſſen in der Regenzeit die Waſſer da unten toſen und brauſen! An den Felswänden erkennt das ſpähende Auge eine Menge Höhlen: es ſind die Siedeleien

12. April.

der frommen Anachoreten, die hier in dieser schauerlichen Einsamkeit Gott besser glaubten dienen zu können, als draußen im thätigen Leben. Und Einsiedler sind die Mönche von Marsaba immer noch, freilich gezwungene; denn das Kloster ist ein Strafkloster. Ferne von dem brausenden Strom des Lebens verbrüten sie in ihrem Felsennest die Tage, sich wenig mit geistiger Arbeit aufregend. Pilger- und Tauben-Fütterung, sowie rohe Schnitzarbeit ist ihre hauptsächlichste Beschäftigung. Es ist geistiger Tod, in diesen Mauern zu weilen. Ich war froh, als dieses an die Felsen geklebte, terrassenförmige Kloster, mit seinem Cisternengeruch und seinen abgerissenen, schmutzigen, griechischen Mönchen hinter mir lag und ich mich wieder in raschem Trab Jerusalem zuwenden konnte, wo wenigstens ein verhältnißmäßig kräftiges Leben pulsiert.

---

# Ein Gründonnerstag Abend in Gethsemane.

Am Abend versammelte sich eine kleine Gemeinde um den Tisch des HErrn in der Kapelle neben dem Kreuzgang der Erlöserkirche. Mitten in die stille, herzerquickende Feier tönt der langgezogene, weithin gellende Ruf des Mueddin, der auf dem nahen Minaret die Gläubigen zum Gebet aufruft mit den Worten: „Allah Akbar, Allah ist groß, Allah ist der einzige Gott," — und dröhnen die Kanonenschüsse, womit das Beiramfest eingeleitet wird. Dieses schließt den Fastenmonat Ramadan mit überschäumender Lustbarkeit ab. Mueddinruf und Beiram-Donner bringen uns in Erinnerung, daß Jerusalem in den Händen der Muhammedaner ist.

In später Abendstunde zieht es uns noch nach Gethsemane hinaus. Hell gießt der Vollmond sein Silberlicht über

Jeruſalem und webt um ſeine Zinnen und Türme phantaſtiſche Schatten. Wir ſchreiten der Ringmauer entlang in das Kidronthal hinab, aus dem der Ölberg, vom Mondlicht umfloſſen emporſteigt. An ſeinem Fuß träumen die Ölbäume und Cypreſſen des lateiniſchen Gethſemane. Leider iſt die Thüre dazu verſchloſſen; doch von dem höher gelegenen, griechiſchen Gethſemane tönen die Klänge des Liedes zu uns herab: „Eines wünſch' ich mir vor allem andern." Es ſind jugendliche Stimmen, die es ſingen: die Zöglinge des ſyriſchen Waiſenhauſes haben ſich unter der Leitung eines lieben, däniſchen Paſtors verſammelt, um in dieſer ſtillen Feierſtunde des Kampfes Jeſu in Gethſemane zu gedenken. Auch Oberſtleutenant von Knobelsdorff treffen wir hier und andere liebe Freunde. Nachdem das Lied verklungen iſt, lieſt unſer däniſcher Freund das Evangelium von Gethſemane und knüpft ergriffenen Herzens einige Worte daran. Herr von Knobelsdorff und ich machen den Schluß.

Unſern von uns feiern engliſche Chriſten dieſe Stunde in ähnlicher Weiſe. Heilige Weihe liegt auf Gethſemane und den feiernden Chriſten, die aus allen Weltteilen hergepilgert, ſich heute Abend hier treffen. Auch die Natur ſtimmt zu dem, was das Herz empfindet. Leiſe ſtreicht der kühle Abendwind durch die altersgrauen Ölbäume und Cypreſſen, deren Wipfel in geheimnisvollem Leben ſchauern und beben, als gedächten ſie einer längſt vergangenen, bangen Nacht. Golden ſchwebt die feurige Kugel des Mondes über dem Kidronthal. Stumm und doch beredt grüßen von jenſeits des Thals das goldene Thor und die bläulich ſchimmernde Kuppel des Felſendoms: ſo mochten einſt Jeruſalems mondbeſchienene Mauern und Zinnen herabgeſchaut haben auf den heißeſten Geiſteskampf, den je die Erde geſehen. Uns iſt, als hörten wir den mit ſich und ſeinem Vater ringenden Menſchenſohn ſprechen: „Vater, wenn es möglich iſt, ſo gehe dieſer

Kelch an mir vorüber. Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Da wird es still im Düster der alten Oliven. Jesus hat ausgekämpft und ein himmlischer Bote stärkt Ihn zum größten Leiden, das ein Mensch je gelitten hat. Kaum hat Er die himmlische Stärkung empfangen, so naht auch schon der Verräter mit den Schergen. Auch das Schwerste, was ein Freundesherz ertragen kann, wird Jesu nicht erspart. Sein Jünger, der jahrelang mit Ihm gewandelt ist, überliefert Ihn seinen Feinden mit einem Kuß. Still verlassen wir die geweihte Stätte. Vor unserem Geistesauge aber steht hehr und groß wie nie zuvor, was Jesus für uns erlitten und erstritten. —

# Karfreitag in Jerusalem.

13. April. Ein inniger Wunsch des Herzens ist erfüllt; wir dürfen Karfreitag in Jerusalem feiern! Aber werden wir hier wirklich Karfreitagsstimmung finden?

Meine Frau und ich machen uns auf den Weg zur Erlöserkirche. Beim Jaffa-Thor hält uns eine wogende Volksmenge auf. Hoboen- und Pfeifenklang tönt uns entgegen. Flatternde grüne Fahnen mit goldgestickten Halbmonden drin ragen über das Volk empor. Der Zug kommt näher. Wir sehen einen Säbel in der Luft blitzen. Endlich teilt sich die Menge. Ein festlich geschmückter Zug Derwische mit fliegenden Fahnen zieht an uns vorüber. Zum Takt des einförmigen, dumpfen Bum-bum eines Tambourins tanzt ein Derwisch, seinen Säbel schwingend. Hinter ihm schreitet gravitätisch ein abgerissener Beduine mit funkelnder Streitaxt. Mit leuchtenden Augen, den Mund zu beifälligem Lächeln verzogen schauen die Muslim zu. Uns aber wird es unheimlich zu Mut unter

dieſem wilden, fanatiſierten Volk. Wir drängen uns durch die Menge, die nur ungern Platz macht. Erſt in der Chriſtenſtraße, wo das Volk ſtiller geht, atmen wir erleichtert auf. Uns iſt's, als hätten wir etwas vom Kreuzigungszug Jeſu geſehen.

Wir hören eine gute, aber etwas abſtrakte Predigt. Nachher ſuchen wir das ſyriſche Waiſenhaus auf. Herzlich werden wir vom Direktor Th. Schneller bewillkommt. Ein geſunder, chriſtlicher Geiſt weht in dieſer paläſtiniſchen Bildungsanſtalt. Sie gleicht den Waſſern Siloahs, die da ſtille rinnen, aber köſtlich ſind. Ein Lebensſtrom geht von hier aus, und die ihn weiterleiten in die große Welt, ſind die jungen Syrer und Armenier, die hier ihre treffliche Erziehung erhalten.

Wir bekommen von dem milden und geiſtvollen Hausvater allerlei erwünſchte Auskunft über Land und Leute von Paläſtina. Auch er giebt, wie unſere engliſche Freundin auf dem Libanon, der Schwierigkeit der Arbeit unter den Eingeborenen Ausdruck. Ein degeneriertes Volk iſt es allen Sünden und Laſtern verfallen. Es giebt wenige oder keine Araber und Syrer, die nicht lügen, wo es ſich um Geldſachen handelt. Auch ſittlich ſteht das Volk ſehr tief. Überall herrſcht Zerfall. Den armeniſchen Waiſenkindern giebt Direktor Schneller ein gutes Zeugnis. Auch unter den Arabern der Wüſte giebt es noch Charaktere voll Hochſinn und Edelmut. Handel und Wandel liegen in Paläſtina ſehr darnieder. Wohl iſt der Fellache fleißig, aber die elende Steuerwirtſchaft raubt ihm, was er auf- und anbringt. Gewöhnlich wird ein Bezirk von der Regierung einem Steuerpächter zu einem möglichſt hohen Preis verpachtet. Natürlich ſucht der Pächter ſich dadurch ſchadlos zu halten, daß er den Fellachen um das Doppelte oder Dreifache ſeines Einkommens einſchätzt. Kann der Bauer nicht zahlen, ſo nimmt der Steuerpächter ſchlankweg ſeine Ernte in Beſchlag. Daß bei dieſen Verhältniſſen mancher Fellache mißmutig die Hand

vom Pflnge läßt, ist nicht verwunderlich. Nichtsdestoweniger ist das Land sorgfältig angebaut und ausgenützt. Wo in dem steinreichen Gebirge Juda nur ein kleines Fleckchen Erde zu Ackerboden umgebrochen werden kann, wird es gethan. Wie mag erst früher, wo Juda auf der Höhe seiner Blüte stand, die Steinwüste durch Terrassierung ur- und fruchtbar gemacht worden sein! Trotzdem war Juda nie ein reiches Land. Dazu war und ist es zu steinreich.

Was heute den Aufschwung des Landes verhindert, ist der Mangel an Verkehrsmitteln. Die alten Römerstraßen sind verfallen, und was jetzt als Weg gilt, ist nur für Pferde und Esel passierbar. Ein Wagen würde auf diesen halsbrecherischen Felsenpfaden krumm und klein geschlagen.

Daß Palästina ein armes Land ist, haben auch die rührigen deutschen Templer erfahren, die erst jetzt, nach unsäglicher Mühe und Schwierigkeit, anfangen, die Frucht ihres Schweißes einzuernten.

Solches und ähnliches erfahren wir im syrischen Waisenhaus. Wir verabschieden uns von dieser Hochburg lebendigen Christentums im heiligen Lande mit dem Gefühl, daß hier eine schwere, aber tiefgreifende, das Übel des Volks an der Wurzel anfassende Arbeit gethan wird.

Still, aber nicht minder segensreich, arbeiten die Kaiserswerther Diakonissen in ihrem Mädchen-Waisenhaus „Talitha Kumi", sowie in ihrem gut geleiteten Hospital an den Kranken verschiedener Nationen und Konfessionen. Zu beiden Werken hatte der selige Bischof Gobat durch eine dringende Bitte an Fliedner um Diakonissen den Anstoß gegeben.

In dem 1868 gegründeten Aussätzigen-Heim „Jesus hilf" dienen in hingebender und aufopferungsvoller Liebe Geschwister der Herrnhuter Brüdergemeine.

In der Zions-Vorstadt erhebt sich die nach ihrem Gründer

genannte Gobat-Schule der Church Missionary Society mit einem Lehrerseminar, wo arabische Knaben im evangelischen Glauben erzogen werden.

Gleichfalls auf dem Zion hat die Judenmission ihre Heimstätte, die unter vielen Schwierigkeiten dennoch in reichem Segen steht. Auch dieses Werk verdankt dem Wirken Bischof Gobats reiche Förderung. Wunderbar, wie Gott diesen eben so demütigen wie geistesmächtigen und besonnenen Zeugen in Jerusalem, wie auch vorher in Abessynien, gesegnet hat. Eine geistige Wüste hatte er beim Antritt seines Bischofsamtes im Jahre 1846 vorgefunden, aber er wußte im Glauben lebendige Brunnen zu graben, die diese Wüste mit Lebenswasser befruchteten, und als er am 11. Mai 1879 eingehen durfte zu seines geliebten HErrn Freude, da war aus der Wüste urbares Land geworden, in dem hoffnungsvolle Saat grünen und blühen konnte.

* * *

In unserer Herberge angekommen, werden wir stürmisch gefragt, ob wir nicht auch den Nebi-Musa-Pilgerzug sehen wollen? Alles sei dahingeströmt! In der That ist das Hotel wie ausgestorben. Wir nehmen rasch unser Essen ein und eilen zum Stephansthor, wo die Pilger vorbeikommen sollen: derselbe Zug, der uns am Morgen begegnet war, geht an uns vorüber, nur um ein beträchtliches größer, und Jerusalem steht Parade. Sein Pascha und Mufti haben die muslimischen Pilger, die die Fahne von Jerusalem mitnehmen dürfen, zu verabschieden und zu segnen. Als die Fahne, umgeben von Soldaten und Derwischen, sich dem Baldachin der beiden Würdenträger nähert, erheben diese sich. Der Mufti, ein würdiger Greis in langem, wallendem Talar, tritt vor und spricht schlicht und einfach mit ausgebreiteten Händen, als wollte er von Allah eine Gabe in

Empfang nehmen, ein Gebet. Nach jedem Gebetsabschnitt ruft das versammelte Volk: Amen! Dann segnet er Fahne und Pilger. Während dieser Ceremonie löst man oben am Stephansthor Kanonen. Unter dem rollenden Donner der Salutschüsse setzt sich der endlose Pilgerzug in Bewegung, um in Nebi Musa, d. i. am sogenannten Grabe Moses, des auch von den Muslim verehrten Gesetzgebers zu gedenken.

Diese Prozession geht nicht ohne Zwischenfall vorüber. Ein englischer Amateur will einen Derwisch, der sich einen Dolch durch beide Wangen gestoßen hat, photographieren. Dieser aber, vom Apparat offenbar eine ähnliche Wirkung fürchtend, wie vom zaubermächtigen bösen Blick, gerät in Wut, springt mitten aus dem Zug auf den Engländer los und will dem Sohne Albions das Zauberding entreißen und zertrümmern. Das gelingt nun dem Fanatiker nicht; denn der Brite setzt sich tapfer zur Wehre. Schließlich muß der Derwisch unverrichteter Dinge abziehen, kann aber nicht umhin, seinem harmlosen Gegner eine Ohrfeige zur Erinnerung an sein verbrecherisches Unterfangen zu applizieren.

Es war uns ungemütlich geworden angesichts des tollen Pöbels. Und das war Karfreitag in Jerusalem!

Durch ein Wirrsal von Wagen und Menschen winden wir uns aus dem Kidronthal empor. Droben, am Herodes-Thor ziehen nur noch wenige versprengte Jerusalemer des Wegs. Nahe beim Thor befindet sich der Fels, dessen Schädelform und Lage General Gordon auf die Vermutung gebracht hat, daß er nichts Geringeres als Golgatha, die Schädelstätte, sei. Durch einen menschenleeren Seitenweg besteigen wir den Hügel. Der Nordostabhang dient den Arabern zur Begräbnisstätte. Nur wenige fromme Engländer halten hier oben stille Andacht. Weiter unten sitzen einige verschleierte, arabische Frauen um ein frisches Grabmal. Es ist still hier oben. Nur in ge-

brochenen, gedämpften Lauten dringt der Lärm an unser Ohr. Wir lassen uns auf dem höchsten Punkte, wo das Kreuz gestanden haben soll, nieder und lesen mit einander die Leidensgeschichte. Zum ersten Male in Jerusalem kommt jene Stimmung über uns, die wir immer gesucht und nie gefunden haben, wo die Seele allein ist mit ihrem Gott. Was sich wie der Schutt Jerusalems über sie gelegt hat, weicht: hier auf diesem einsamen Hügel, angesichts der Zinnen und Kuppeln Jerusalems, fühlt sich das sehnende Herz mit all seinem Fühlen und Denken wirklich auf Golgatha. Das geistige Auge sieht die drei Kreuze emporragen; eine wilde Menge umwogt den Marterbaum des Heilandes und höhnt sein. Plötzlich schwingt eine unerklärliche Finsternis ihre Rabenschwingen über Stadt und Land. Das Volk erstarrt vor Schrecken. Es wird still auf der Leidensstätte. Langsam und klagend unterbricht der Ruf Jesu das Schweigen: „Eli, Eli, lama asabthani?" Abermals wird der Spott wach: „Laß sehen, ob Elia kommt!" Dann wieder dumpfe Stille. Der Sohn Gottes tritt die Kelter des Gerichts allein. Und die Leidensarbeit preßt Ihm den Ruf aus: „Mich dürstet!" Gestärkt durch den Essigtrank und zugleich am Ende seiner Leiden angelangt, triumphiert Er: „Es ist vollbracht! Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" Dann neigt Er sein Haupt im Tode. Die Erde bebt wie in Todeswindungen, da der Lebensfürst von ihr scheidet.

Ein Römer giebt Ihm unter dem Kreuz das Zeugnis, daß Er Gottes Sohn ist. Und Verschüchterte vornehme Anhänger fassen sich wieder ein Herz, erbitten den Leichnam von Pilatus und bestatten ihn im nahen Garten Josephs von Arimathia.

Wir suchen den Garten auf, der am Fuße unseres Golgatha liegt. Englische Christen haben ihn mit einer Mauer umhegt. Wir treten durch ein schlichtes Pförtchen ein und be-

finden uns in einem pietätvoll gepflegten Garten, an dessen Nordseite eine Felswand emporragt, in die das Grab gehauen ist. Der Wächter des Gartens, ein alter, einfacher Engländer mit gutem, ernstem Gesicht, führt uns zum Grabe und schließt uns seine eiserne Thüre auf. Eine geräumige Grabhöhle öffnet sich vor uns, die in zwei Kammern geteilt ist. Die eine ist eine Art Vorhalle und hat die Form eines länglichen Vierecks, die andere ist die eigentliche Grabkammer. Diese ist durch eine 1½ Fuß hohe Felsbrüstung von der Vorhalle geschieden. In der Mitte der Felsbrüstung ist eine 2½ Fuß breite Thüröffnung gelassen. Links davon ist die Felsbrüstung zu einem Steintisch erweitert, der Raum genug für Salben und Linnen bot. Wir schreiten über niedere Felsstufen in die Grabkammer hinab. Sie enthält drei Gräber, die den Wänden entlang liegen. Durch diese Lage der Gräber gewann man in der Mitte einen freien Raum für die Trauernden. Das Grab links vom Eingang in die Grabkammer wird als das „Grab Jesu" bezeichnet. Es ist ganz in Felsen gehauen und hat die Form eines Bettes: wo der Kopf gelegen, ist eine kissenförmige Erhöhung; die Füße dagegen waren entsprechend tiefer gebettet. So etwa konnte Jesu Grab ausgesehen haben. So stark nun aber auch unser subjektives Empfinden diese Grabstätte derjenigen in der Grabeskirche vorzieht, so kann doch nicht strikte bewiesen werden, daß wir hier das wirkliche Grab Jesu vor uns haben. Aber auf jeden Fall hat diese Stätte ungleich mehr Ursprüngliches bewahrt als die der Grabeskirche. Hier stört uns nicht ein aufdringlicher Kult. Weihevolle Stille atmet dieser Ort, und edle Einfachheit hat seine Heiligtümer geschmückt.

Still stehen wir in dem Grab und vergegenwärtigen uns die Auferstehungsgeschichte. Eben rötet der erste Morgenschein den Himmel über den östlichen Bergen, da drei Frauen die

Stadt verlaſſen, um Jeſu den letzten Liebesdienſt zu erweiſen: — ſo ſehr haben die Schatten des Todes ihren Glauben verdunkelt. Zagend eilen ſie in den kühlen Morgen hinaus, die bange Frage auf den Lippen: „Wer hebt uns den Stein von des Grabes Thür?“ Schon ſtehen ſie vor dem Garten. Sie finden die Thüre ſo angelehnt, als hätten eilige Menſchen ſich nicht Zeit genommen, ſie zu ſchließen. Mit eigentümlicher Bewegung betreten ſie den Garten. Ihr Auge ſucht die Felswand, in die das Grab gehauen iſt. Aber was iſt das? Iſt der Rollſtein, der das Grab verſchließt, nicht weggewälzt? Haſtig treten ſie näher. In der That, der Stein ſteht neben der Grabthüre. Maria Magdalena wird's zuerſt inne. Es ſehen und denken: ſie haben den HErrn geſtohlen — iſt eins. Sofort eilt ſie in die Stadt zurück, um Petrus und Johannes von dem unerwarteten Ereignis in Kenntnis zu ſetzen.

Indeſſen treten die beiden anderen Frauen in die Grabhöhle. Erſchrocken wollen ſie wieder zurücktreten; denn unerwartet ſehen ſie ſich zwei ſchneeweißen, leuchtenden Geſtalten gegenüber, die zu Häupten und zu Füßen des Grabes Jeſu Wache halten. Da öffnet der eine Engel den Mund und ſpricht die beruhigenden und zugleich triumphierenden Worte: „Was ſuchet ihr den Lebendigen bei den Toten? Er iſt nicht hier. Er iſt auferſtanden! Gehet eilends hin und ſaget es ſeinen Jüngern, daß er auferſtanden iſt.“ Furcht- und freudebebend zugleich eilen ſie in die Stadt mit der unerhörten Botſchaft.

Nun kommt auch wieder Maria Magdalena mit Johannes und Petrus zur Grabesſtätte. Johannes naht zuerſt dem Grabe und ſieht es leer; allein er, der am tiefſten in die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater geſchaut hat, glaubt mit ſeiner ganzen Jüngerſeele an Jeſu Auferſtehung. Nun kommt auch Petrus, der ſchuldbeladen langſamer gegangen

war, geht in die Grabkammer, sieht sie gleichfalls leer, doch sein Glaubensblick ist gehalten.

Während die beiden in die Stadt zurückkehren, der eine in frohem Auferstehungsglauben, der andere immer noch schmerz- und schuldumfangen, bleibt Maria weinend am Grabe sitzen. Da hört sie Schritte hinter sich und meint, es sei der Gärtner, und sagt: „HErr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo hast du ihn hingelegt, so will ich ihn holen." Doch der vermeintliche Gärtner spricht: „Maria!" Jubelnd erkennt sie in der Stimme, die jede Faser ihres Herzens vibrieren macht, ihren Meister und ruft: „Rabbuni! mein Meister!" O seliges Wiedersehen in der Morgenstille des Ostertages! Das Todesweh versinkt in den Fluten des Lebensstromes, der machtvoll aus der dunklen Grabeskammer bricht. Ja, „der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!"

Vom heiligen Grabe wandere ich allein zur Klagemauer. Da stehen sie wieder, die Juden, in ihren grellen, blauen, gelben und roten pelzverbrämten Kaftanen und beklagen den Fall Jerusalems. Sie weinen, weil sie die Zeit ihrer Heimsuchung nicht erkannt und ihren Messias verworfen haben. Sie werden hier an dieser Stelle jeden Freitag so lange weinen, bis sie erkennen, in wen sie gestochen haben.

Es ist Karfreitag Abend. Man sagt uns, daß wir heute Nacht in die Grabeskirche gehen müssen, um zu sehen, wie die Welt des Katholizismus den Karfreitag feiert. Herr Kappus will uns auf dem Balkon über dem Salbungsstein einen Platz verschaffen. Wir entschließen uns zu gehen. In der Grabeskirche feilscht in widriger Geldgier ein hochgewachsener, bildschöner griechischer Priester mit wallendem, schwarzem Bart und üppigem, lockigem Haupthaar, das hinten in einen Zopf zusammengerollt ist, um

den Preis. Schließlich einigt man sich. Wir steigen auf den Balkon und schauen in die Grabeskirche hinab. Eine Unzahl Kerzen funkeln wie Sterne aus ihrem Dunkel empor. Gespenstig wogt und summt die Menge der Pilger durch die Hallen der Kirche. Dumpf hallt das Echo der Fußtritte auf den Steinfließen in den hohen Gewölbekuppeln wieder. Es ist ein unheiliges Lärmen und Treiben. Alles, nur keine Weihe wohnt in diesen Räumen. Im Kerzenschein sehen wir die Bajonette der wachthabenden türkischen Soldaten blitzen. Es ist ja heute Abend Gefahr, daß sich die Griechen und Lateiner noch prügeln. Jetzt legt sich der Lärm der Kommenden und Gehenden etwas. Die Pforte der Grabeskirche wird geschlossen. Die Soldaten nehmen ihre Stellungen ein. Feierliche Orgelklänge durchzittern die Gewölbe. Da naht durch eine Seiten-Kapelle ein langer Zug Franziskaner in weißen Meßgewändern mit großen brennenden Wachskerzen in der Hand und steigt die schmale Treppe nach Golgatha hinauf. Eine goldene Tiara funkelt in ihrer Mitte: es ist der Patriarch von Jerusalem. Als sie alle auf Golgatha versammelt sind und der Patriarch auf prachtvollem Thronsessel Platz genommen hat, wird eine Messe gefeiert, in der die Passionsgeschichte dem Volk bildlich vor Augen geführt wird: ein hölzerner Christus wird auf dem Kreuzigungsstein an ein Kreuz geheftet, dann vor dem Altar auf Golgatha aufgerichtet, worauf ein Franziskaner eine lateinische Predigt hält. Nach der Beendigung der Ceremonie steigen die Mönche von der Kreuzigungskapelle hinab zum Salbungsstein. Eine weiße Decke wird darüber gebreitet und der hölzerne Christus daraufgelegt. Der Patriarch nimmt auf einem Thron daneben Platz. Eine Schar dienender Geister macht sich um ihn zu schaffen. Man zieht ihm das goldgestickte Meßgewand aus. Nun tritt er an den Salbungsstein heran und gießt köstlich duftende Narde über das Kreuzbild Jesu. Hierauf wird

ihm wieder sein Ornat angethan, und in vollem Patriarchenschmuck setzt er sich auf seinen Thronsessel. Dann besteigt ein Franziskaner eine kleine Kanzel und hält eine arabische Predigt, der das Volk mit großer Geduld zuhört. Hernach wird der eingesalbte Leichnam in die Grabkapelle getragen, worauf er an Ostern unter dem Jubel des Volkes hervorgeholt wird. So feiert der Katholizismus in Jerusalem Karfreitag!

---

# Mizpa und Emmaus.

14. April Den letzten Tag, der uns in Palästina zu einem Ausflug bleibt, benutzen Dr. Benzinger und ich zu einem Ritt nach en-Nebi Samwîl, dem alten Mizpa, und nach el-Kubêbe (Emmaus). Ein kalter Wind weht uns entgegen, da wir in früher Morgenstunde Jerusalem verlassen. Sommerlich gekleidet, wie wir sind, schüttelt uns der Frost gründlich auf unseren Gäulen. Zuerst kommen wir zu den Richtergräbern: in eine hohe Felswand ist eine Art Vorhalle eingehauen, an deren Rückwand die Thüre zu den Gräbern sich befindet. Darüber ist ein reich ornamentierter Giebel in den Felsen geschnitten: unzweifelhaft ein Werk der griechisch-römischen Zeit. Die geräumigen Grabkammern sind stockwerkweise in den Felsen getrieben. Es ist eine kleine Totenstadt, ähnlich der der Königsgräber, freilich bei weitem nicht so umfangreich. Wahrscheinlich wurden hier die Mitglieder des Synedriums begraben.

Von den Richtergräbern reiten wir auf felsigem Wege in den Wadi Bêt Hânîna hinab, dann klimmen wir auf unseren Rossen an der aus der Kreuzfahrerzeit stammenden Ruine Chirbet ed-Dschôz vorbei nach en-Nebi Samwîl, dessen Moschee mit ihrem spitzen Minaret wie ein Wachtturm in das Thal

hinabschaut. Die Moschee steht auf den Ruinen einer Kreuzfahrerkirche und macht keinerlei Anspruch auf Schönheit. Einzig schön dagegen ist die Aussicht vom Minaret: eine stolze Warte liegt Mizpa mitten auf dem Gebirge Juda und beherrscht stundenweit das Land. Westwärts sehen wir, wie das Mittelmeer mit dem Horizont verschwimmt. Ostwärts erhebt sich der geradlinige blaue Wall des Gebirges Moab. Im Norden grüßen die Hügel von Samaria, und im Süden schließt der Ölberg mit Jerusalem die großartige Scenerie ab. Nordostwärts von en-Nebi Samwîl erstreckt sich die Ebene Gibeon, wo Israel jene siegreiche Schlacht gegen die vereinigten Könige des Südlandes schlug, in der Josua der Sonne Stillstand zu Gibeon und dem Mond im Thale Ajalon gebot.

Durch eine liebliche Berggegend, rechts und links von grünenden Saatfeldern umwogt, reiten wir nach el-Kubêbe. Ganz durchfroren kommen wir im dortigen Franziskaner-Kloster an. Wie wohl that da den Pilgern die freundliche Aufnahme, die ihnen der liebenswürdige italienische Pater Quartian zu teil werden ließ! Mit seiner Liebenswürdigkeit führte er uns in das Fremdenzimmer, ließ uns dort unsere Siebensachen ablegen und zeigte uns mit größter Zuvorkommenheit sowohl sein schönes Kloster, das sich durch peinliche Sauberkeit auszeichnet, als auch die Ruinen der Kreuzfahrerkirche, die an der Stätte erbaut sein soll, wo die Herberge stand, in der Jesus mit den Emmaus-Jüngern das Brot brach. Mit Pietät und echtem Kunstsinn wird heute auf den Ruinen der alten Emmauskirche eine neue erbaut.

Um uns zum Bewußtsein zu bringen, daß wir im gastlichen Emmaus weilen, deckt uns der Pater das reichste Mittagsmahl, das wir auf unserer ganzen Pilgerfahrt erlebt haben. Es hat nicht weniger als sechs Gänge. Schon beim dritten können wir einfach nicht mehr. Aber unser lieber Pater ist ein Meister im

Nötigen. Nehmen wir nach seiner Meinung zu wenig auf unseren Teller, so hilft er nach, indem er aus eigener Initiative noch ein Stück dazulegt. Alles Weigern hilft nichts. Ob wohl der gute Pater uns durch seine energische Freundlichkeit die stimmungsvolle Emmausgeschichte illustrieren will?

In der schmucken Klosterkapelle hat ein französischer Maler sie mit wunderbarer Plastik festgehalten. In einer offnen, dämmrigen Laube sitzt Jesus an einem Tisch, mit himmlisch verklärtem Gesicht. Ihm zur Rechten und zur Linken sind Kleophas und sein Gefährte. Jesus hat die Augen zum Dankgebet erhoben. Mit seligem Entzücken schauen Ihm die Jünger in sein mildes, strahlendes Heilandsauge. Was auf dem Wege nach Emmaus von gläubigem Ahnen durch ihre Seele gezittert: jetzt wird es ihnen klar bewußt: kein anderer als Jesus selber nahm sich ihrer traurigen, zweifelnden Herzen an und giebt sich ihnen in diesem Augenblick zu erkennen. Weihevolle Kunst hat hier in einem glaubensinnigen Gegenstand sich ein unvergleichlich schönes Denkmal geschaffen.

Waren wir kleinlaut durch den kalten Morgen geritten: um so fröhlicher war die Heimfahrt. An der lieblichen Quelle Ain Bêt Sûrîk machen wir einen Augenblick Halt und lauschen ihrem munteren Plätschern. Dann reiten wir durch ein felsiges, ausgewaschenes Wadi zur Jaffastraße empor, auf der wir in hurtigem Trab bald Jerusalem erreichen — froh der gelungenen Ausfahrt und des klösterlichen Trostes von Emmaus. —

* * *

15 April. Der Ostermorgen ist der Stille gewidmet. Am Nachmittag reiten wir auf palmsonntäglichen Pfaden nach Bethanien und von dort über Betphage und den Ölberg zurück nach Jerusalem Es war der letzte Tag in der uns mit der Zeit liebgewordenen Gottesstadt.

# An der Mündung des Nil.

Wehmütig nehmen wir am Ostermontag Abschied von Jerusalem und vom heiligen Lande. Während die Küste von Palästina unseren Augen entschwindet, zieht noch einmal in stillem Geistesflug an der Seele vorüber, was uns im Lande unserer Sehnsucht geworden ist: mehr Schönes und Erhebendes, als wir erwarteten, durften wir schauen — vielleicht auch deshalb, weil wir unsere Erwartungen so tief gestimmt hatten. Auf jeden Fall haben wir für Geist und Seele unauslöschliche Eindrücke empfangen, und unser Herz ist Dankes voll gegen Ihn, den wir auf Kanaans Fluren gesucht und gefunden haben. 16. April.

* * *

Mit Sonnenaufgang legt unser Dampfer in Port-Said an. Nach dem Frühstück fahren wir ans Land, um die junge Strandstadt in Augenschein zu nehmen. Oberflächliche europäische Kultur, versetzt mit orientalischer Korruption sind hier auf öder Sanddüne vereinigt, auf der drei Weltteile ihren Auswurf und ihre Laster abgelagert haben. 17. April.

* * *

In Alexandrien wechseln wir die Dampfer. Bis hieher hat uns die „Dakalieh" geführt; nun soll uns „Prince Abbas" nach Europa bringen. Auf einer herrlichen Fahrt, dem berückend schönen Farkha Kanal entlang, an dessen Ufern eine ägyptische Villa die andere ablöst, nehmen wir Abschied von Afrika. In dem Lustgarten eines alexandrinischen Krösus umgiebt uns zum letztenmal die märchenhafte Vegetation des Südens. Ein hochragender Palmenwald wiegt hier im Winde seine Wipfel, 18. April.

die wie Äolsharfen rauschen und klingen. O Afrika: aller Zauber der Tropen ist über dich ausgegossen, aber wegen deiner Schönheit und deines Reichtums umtobt dich heute auf allen Seiten blutiger Krieg.

Wir haben unsern „Prince Abbas" erklettert und verlassen in mächtigem Bogen den berühmten Hafen von Alexandrien. Rasch versinkt Afrika vor unseren Blicken. Dort glänzt noch eine weiße Sanddüne und die Spitze eines Leuchtturms über den Wassern. Nun verschwimmen sie in der Ferne. Jetzt nur noch tiefblaues Meer, soweit das Auge reicht. Glück auf, fahr zu, mein „Prince", denn dein Ziel ist das Land der Griechen.

## Athen.

20. April. Strahlend geht die Sonne über den Bergen Böotiens auf, während wir in den Saronischen Meerbusen einlaufen. Schroffe Berge, dunstumflossen, linienschön, aber baumlos, steigen vor uns aus dem Meere auf. Hurtig durchschneidet unser Schiff die tiefblaue Flut. In der Ferne werden die Säulenkolonnen der Akropolis sichtbar, eine Welt von Schönheit vor uns zaubernd. Langsamer durchpflügt „Prince Abbas" die *tiefblaue* See. In würdevollem, ruhigem Lauf, als gälte es *eine Königin* zu grüßen, hält er im Piräeus seinen Einzug. Doch kaum sind die Anker in die Tiefe gerasselt, so umdrängen ihn schon eine Unmenge kleiner Boote, bemannt mit den Portiers und den Geschäftsträgern der atheniſchen Gasthöfe. Jeder sucht den anderen durch die Kraft seiner Stimme zu überbieten. Diese Menschen sind die würdigen Herolde des modernen Griechenlands! Es geht eine gute Weile, bis wir endlich in ein kleines Boot verladen, uns dem Lande nähern. Am Landungsplatz passieren wir durch eine Nebenpforte, kraft des auch in Griechenland

allmächtigen Backſchiſchs, ungeſchoren den Zoll, beſteigen drei Landauer und fahren durch den ſchmutzigen, übelriechenden, von Faulenzern wimmelnden Piräeus auf die ſtaubige Landſtraße, die nach Athen führt. Wir ſind auf klaſſiſchem Boden, denn die Straße läuft auf einer der langen Mauern, die weiland den Piräeus mit Athen verbanden. Leider iſt die Klaſſizität bis zum Erſticken ſtaubig. Weder diesſeits noch jenſeits der Alpen kenne ich eine Straße, die an Staub mit der langen Mauer konkurrieren könnte. Wir ſehen nicht viel, denn beſtändig umwirbelt uns eine dichte Staubwolke. Halb erſtickt ſchnappen wir nach Luft, den klaſſiſchen Staub ins Pfefferland verwünſchend. Eine ganze Stunde lang dauert dieſe unvergeßliche Fahrt. Wir ſind vom Staube weiß wie Müller. Endlich tauchen die erſten Häuſer von Athen vor uns auf. Die Straße wird beſſer d. h. weniger ſtaubig. Frei ſchweift der Blick über die Stadt und bleibt wie gebannt an den quadratiſchen Felſen der Akropolis hängen. Bei ihrem Anblick durchzittert hohe Freude das Gemüt. Wortlos verſenken wir uns in die Anſchauung des Langerſehnten. Die gehobene Stimmung nimmt jedoch in Athen ein jähes Ende, denn es gilt, ſich auf die Hotel-Suche zu machen, da das Hotel Grande Bretagne, wo wir abzuſteigen beabſichtigten, bis auf den letzten Winkel beſetzt iſt. Wir finden in dem funkelnagelneuen, aber noch unvollendeten Hotel La Grêce ein leidlich gutes Unterkommen.

Dann auf zu den Denkmälern des alten Athen! Zuerſt das Stadion, das über 50000 Menſchen faßte. Es hat die Form einer Ellipſe. Dort auf den marmornen Sitzen, die das Stadion in langen Spiralen umkreiſen, ſchauten die alten Athener, die jeden Tag etwas Neues hören und ſehen wollten, leidenſchaft-entflammt, dem Wettlauf der Wagen und Menſchen zu. In den Zwiſchenpauſen knüpften ſie mit den Koketten Athens jene flüchtigen Beziehungen an, die ebenſo raſch eingegangen wie wieder gelöſt werden.

Dann geht's zum Olympieion, dem prachtvollen Tempel des Zeus, den der Jahwehaſſer Antiochus IV. Epiphanes im Jahre 174 v. Chr. begonnen und Hadrian im Jahre 130 n. Chr. vollendet hatte. Von dem koloſſalen Tempel ſind nur noch ſechzehn gewaltige korinthiſche Säulen übrig geblieben, die einſam in die Höhe ragen. Auf deren einer ſoll im Mittelalter ein Säulenheiliger dem Volk von Athen Entſagung und Weltflucht gepredigt haben.

Nur flüchtig weilen wir auf dieſer Trümmerſtätte klaſſiſcher Herrlichkeit. Auch das Denkmal des Lyſikrates, gekrönt mit einem zierlichen delphiſchen Dreifuß, vermag uns nicht zu halten: uns verlangts nach der Akropolis, die in ſtiller Größe von erhabenem Felsplateau auf uns herabſchaut. Auf den Überreſten der Perikleiſchen Treppe erklettern wir die Burg. Rechts ladet uns der kleine, zierliche Nikетempel zu einem Beſuch ein. Prachtvoll iſt hier die Ausſicht auf Land und Meer. Byron hat ſie im dritten Geſang ſeines „Korſar" im Augenblick des Sonnenuntergangs beſungen:

„Langſam verſinkt, im Scheiden doppelt ſchön,
Die Sonne weſtlich von Moreas Höh'n,
Nicht, wie im Norden, fahlen Angeſichts,
Nein, wolkenlos, ein Brand lebend'gen Lichts!
Auf ſtiller See die gelben Strahlen glüh'n
Wie zitternd Gold auf dunklem Wogengrün.
Auf Hydras und Äginas Felſen lacht
Der Gott der Freud ein letztes „Gute Nacht".
Hier, wenn auch ſeiner Tempel Pracht verſchwand,
Verweilt er gern und grüßt ſein Heimatland.
Schon küßt der Berge Schatten Finſternis,
Dein glorreich Meer, unſterblich Salamis!
Um blaue Höh'n ein tiefrer Purpur glimmt,
Der ſanft mit weichem Abendlicht verſchwimmt,
Bis leiſer Farbenduft der Gipfel zeigt,
Wie ſich zum Ziel die Bahn des Gottes neigt,
Bis Erd' und Meer verdunkelnd er im Nu
Fern hinter Delphis Riff verſinkt zur Ruh!

Von hier ſtürzte ſich Ägäus in die Tiefe, als ſein Sohn Theſeus aus Kreta nach ſiegreichem Kampf mit dem Minotaurus nicht, wie verabredet, mit weißem, ſondern mit ſchwarzem Segel zurückkehrte.

Durch die auch als Trümmer noch grandioſen Propyläen ſteigen wir zum Parthenon empor. Nur Portal und Hinterſeite ſtehen noch, und auch dieſe ſind dem Verfall nahe; aber noch immer ruht der Glanz des Perikleiſchen Zeitalters auf dieſem Wunderbau. Seine Größe iſt gebändigt durch das Ebenmaß ſeiner Verhältniſſe. Der Schönheitsſinn der Griechen, der in Harmonien ſchwelgte, hat ſich hier für alle Zeiten in Marmor ein unvergleichliches Denkmal errichtet. Aber trotzdem ſtört uns an deſſen reinem Genuß eine Erinnerung: unwillkürlich ſtellt ſich neben die Akropolis von Athen die von Baalbek. Was dort am Fuß des Libanon in Trümmern liegt, ſteht uns mächtiger vor der Seele als das Parthenon, das bei aller Größe doch zierlich neben jenen wunderſamen Cyklopenbauten ausſieht, in denen der alte Orient in letztem, großartigem Anlauf ſich verkörpert hat. Freilich fehlt den Bauten von Baalbek das griechiſche Ebenmaß, das ſeiner Schönheit ſicher iſt. Stets wird deshalb bei vielen die Akropolis von Athen die Siegespalme davontragen. Hier in Athen hat ein ſchönheitsvolles Geſchlecht in der Kraft ſeiner Blütezeit, dort in Baalbek eine ſinkende Welt im Wiederſchein ſeiner untergehenden Kunſtſonne ſich verewigt; hier entzückt uns helleniſche Jugend durch die Anmut ihrer Formen, dort nötigt uns das Alter durch ſeine majeſtätiſche Wucht und Größe Bewunderung ab.

Graziös und doch groß präſentiert ſich das Erechteion, das an den Sieg der Oelbaumſpendenden Athene über den meerbeherrſchenden Poſeidon erinnern will. Drei prachtvolle Säulenhallen umgeben im Süden, Oſten und Norden die Zella. Einzig ſchön iſt die Korenhalle, ſo genannt, weil ſechs hoheits-

volle, mächtige Jungfrauen auf ihrem Haupte mit griechischer Grazie das Dach der Halle tragen. Sie sind das Vorbild zu all den Karyatiden, den ihnen so ungleichen Geschwistern, geworden, die oft so unschön und mühselig die ihnen aufgebürdeten Lasten tragen. Noch werfen wir von der Akropolis aus einen Blick über Athen, das vom Lykabettos, Hymettos und Pentelikon wie von einem stolzen Bergkranz umsäumt ist. Dann scheiden wir von der hoheitsvollen Burg. Heruntersteigend fällt unser Auge auf einen kahlen Felshügel unterhalb der Akropolis. Es ist der Areopag, wo angesichts der stolzen Götterburg Paulus seine gedankenmächtige Rede gehalten hat. Am Fuß der Akropolis sehen wir das Theseion, den besterhaltenen Tempel Athens, mit dorischem Peristil, das Odeion, einen Tempel von Herodes Atticus im Jahre 160 n. Chr. erbaut, und das Dionysos-Theater mit seinen lebensvollen Silenen, wo Äschylos, Sophokles und Euripides die Athener mit ihren Tragödien entzückten.

Am Nachmittag unternehmen wir eine Fahrt nach Eleusis. Leider hat sich der Himmel mit Wolken umzogen. Sonnenlos liegt das Land wie in stiller Trauer. Aber diese Trauer paßt zu den Trümmern seiner Vergangenheit, die die heilige Straße von Eleusis umlagern. Zum schwermütigen Charakter des Landes stimmen auch die Pinien, die eben so malerisch wie düster die Felshänge bekleiden. Da öffnet sich bei einer Biegung des Weges eine entzückende Fernsicht. Vor uns blaut, umrankt von zackigen Bergen, die Bucht von Eleusis: eine homerische Landschaft, wie sie Friedrich Preller in seinen Odysseebildern ideal und phantasievoll nachgeschaffen hat.

Es regnet, während wir zu Eleusis in seinen trümmerreichen Tempeln den Mysterienkult an unserem Auge vorüberziehen lassen. Sie müssen wie Götterburgen ausgesehen haben, diese Tempel an der Bucht von Eleusis mit ihrem Blick auf das schlachtenberühmte Salamis und seine Felsenberge.

Während wir von Eleusis scheiden, bricht eben die Sonne sieghaft durch die Wolken und umsäumt sie mit goldenem Flammenschein. Alle Farbenglut Griechenlands glänzt auf einmal über Land und Meer auf und webt um die Trümmer einen wundersamen Glorienschein. Dann sinkt sie hinter den westlichen Bergen ins Meer. Bald deckt die Dämmerung mit ihrem einförmigen, melancholischen Gewand alles zu. In beschleunigtem Trab gehts heimwärts. Albanesische Hirten treiben ihre Schafherden an uns vorbei. Eine rote Mütze mit blauer Troddel sitzt malerisch auf ihrem Haupt. Ein schmutzigweißer ziegenhaariger Mantel ist um ihre Schultern geworfen. Die Hüfte umschlingt der Waffengurt mit dem schön eingelegten Dolch. Kurze weiße Beinkleider und hohe rote oder blaue Gamaschen und rote Schnabelschuhe vollenden den Anzug. In der Rechten führen sie einen Hirtenstab mit phantastisch geschnitztem Griff.

Es war Nacht, als wir in Athen ankamen. Brausendes Volksleben herrscht in den Straßen, die reich illuminiert sind. Es ist ja heute griechischer Karfreitag und eine große, kirchliche Prozession in Aussicht. Eben naht sie langsam und feierlich. Eine Musikbande zieht ihr voraus, die abwechselnd bald traurige, schleppende Weisen bläst, bald auf umflorten Trommeln einen Trauermarsch schlägt. Ihr folgen in goldgestickten Meßgewändern die geistlichen Würdenträger der Stadt, goldene, hochragende Kruzifixe vor sich hertragend. Notabilitäten in Civil und Uniform begleiten sie. Jeder hat eine Wachskerze in der Hand. Von Andacht ist freilich nicht viel zu sehen; denn manche der Waller lachen und scherzen. Es ist griechische Schauspiellust, die sich hier produziert.

* * *

Auch heute zieht sich die Sonne vergrämt hinter die Wolken zurück. Noch ein Gang in die Gräberstraße mit ihren 21. April

zum Teil klassischen, gedankenvollen Grabmälern, sowie in das Nationalmuseum, das jedoch den Vergleich mit seinen reicheren Schwesteranstalten in Rom, London, Paris, Berlin und München nicht aushalten kann: dann fort auf dem Siderodromos (Eisenbahn) nach dem Piräeus. Allein unser Dampfer, der den verheißungsvollen Namen „Vorwärts" trägt und uns nach Konstantinopel bringen soll, ist noch nicht da. Wir sehen uns bis zu seiner Ankunft das Volksleben des Piräeus an. Überall wo es nur angeht, werden Osterlämmer geschlachtet. Dies geschieht meist auf offener Straße, und das Blut strömt nur so in den Straßenrinnen. Die Atmosphäre ist ganz mit Blutdunst geschwängert. Diese österliche Metzgerei ist grauenhaft. Eben tragen zwei griechische Schlächter ein zierliches, lebendiges Schaf an den Vorder- und Hinterfüßen über die Straße. Schlaff hängt sein Kopf herab und schlägt dann und wann hart auf dem Boden auf. Uns kam bei diesem jammervollen Anblick das Wort des Propheten Jesaias in den Sinn: „Mißhandelt ward Er, während Er sich doch willig beugte und seinen Mund nicht aufthat, wie ein Lamm, das zum Schlachten geführt wird."

Plötzlich pfeift es draußen im Hafen: der „Vorwärts" ist da. Wir schiffen uns ein: es ist ein gutes, sauberes Schiff.

Mit gemischten Gefühlen nehmen wir Abschied von Griechenland. So groß seine Vergangenheit, so klein und dürftig ist seine Gegenwart. Die Neugriechen sind uns wenig sympathisch geworden. An Trägheit, verbunden mit falschem Stolz, scheinen sie zu kranken. Zu jeder Tageszeit sitzt Reich und Arm im Kaffeehaus und politisiert. Eine Unzahl Schuhputzer drückt sich um uns herum und will durchaus unsere eben geputzten Stiefel noch einmal putzen. Fürwahr, ganze Schichten des Volks scheinen wirklich das harte Urteil zu rechtfertigen: „eine Nation von Schuhputzern!" Nirgends langt es in Griechenland, weder im Beutel noch in der Moral. Glücklicherweise haben die gesunden

Elemente der griechiſchen Nation ſeit dem letzten unglücklichen Krieg ſich energiſch auf den Weg der Beſſerung gemacht. Kräftiges Streben nach ſoliderer Kultur macht ſich in den maßgebenden Kreiſen geltend.

* * *

Wir fahren an Mytilene und Troja vorbei. In nebligen Umriſſen, wie ihre Vergangenheit, winken ſie über die tiefblaue See. Jetzt halten wir in den Dardanellen unſeren Einzug. Rechts und links lauſchige, traute Erdenwinkel, aus deren dunklen Cypreſſenhainen ſchneeweiße Villen hervorblinken, ein ſonniges und wonniges Land. 22. April.

## Konſtantinopel.

Ein trüber Morgen. Nebel verſchleiern Konſtantinopel, während wir in ſeinen Hafen einlaufen. Undeutlich tritt aus der grauen Maſſe links die Hagia Sophia, rechts der Turm von Galata hervor. Wir ſchiffen uns in einem kleinen Boot aus, das am Zollgebäude anlegt. Zoll und Paßreviſion wird wieder durch Backſchiſch geebnet, dann fort nach Pera. Wieder umgiebt uns der Orient mit ſeinem Lärm und Schmutz. Die Straßen ſind bodenlos holperig, die Häuſer baufällig und verlottert. Wilde Hunde treiben ſich in nie geſehener Zahl darin herum. Dazwiſchen Türken im Fez: Aſien in Europa. Wir ſteigen im Pera Palace Hotel ab. 23. April.

Das alte Konſtantinopel ſteht heute vor uns auf, eine verblichene, aber trotzdem immer noch impoſante Schönheit, neben der ſich das moderne Konſtantinopel wie eine gemeine Odaliske ausnimmt.

Wer die Hagia Sophia gesehen hat, kann sich die anderen großen Moscheen Stambuls schenken: sie sind alle mehr oder minder eine Kopie des Tempels Justinians. Bei der Einweihung soll ihr Erbauer stolz ausgerufen haben: „Salomo, ich habe dich besiegt." Als Christen dürfen wir die Hagia Sophia nur durch eine schmucklose Hinterthüre betreten. Es wird uns in Konstantinopel auf Schritt und Tritt zum Bewußtsein gebracht, daß wir in der Hauptstadt der Türkei nur Geduldete sind. Kuppeln, dämmerhaft und golden wie der Abendhimmel, überwölben die Sophia. Dieser Dom erscheint uns wie ein Gebet in Stein: himmelanstrebend, weltvergessen, gottinnig. Vier mächtige Bogen tragen die Hauptkuppel, die im Osten und Westen von Halbkuppeln flankiert wird, während im Norden und Süden sich die beiden zweistöckigen Seitenschiffe anschließen. Wenn auch der Grundriß der Sophia ein längliches Viereck ist, so läßt dies doch die mächtige, alles beherrschende Kuppel uns kaum zum Bewußtsein kommen. Sie nimmt uns wie der sternenfunkelnde Nachthimmel des Orients ganz gefangen. Mosaike bedecken die Kuppelgewölbe. Einst prangten Kreuze in ihren Gründen. Allein die Türken haben sie mit Gold übertüncht. Doch umsonst; denn sie schimmern unverwüstlich durch die Tünche hindurch: hoffentlich ein gutes Omen, daß das Kreuz noch einmal in Konstantinopel den Halbmond verdrängen werde. Auch die Türken glauben nicht an ihre ewige Herrschaft am goldenen Horn. Merkwürdig — auch Konstantinopel hat wie Jerusalem in seiner Stadtmauer ein goldenes Thor. Die Türken haben es gleichfalls zugemauert, weil von ihm die Sage geht, daß der christliche Eroberer Konstantinopels durch dieses seinen Einzug halten werde. Fanatische Türken lassen sich denn auch nicht auf dem Boden Europas, sondern drüben in Asien auf dem cypressenumschatteten Friedhof von Skutari bestatten. Es leitet sie dabei der Gedanke, daß, wenn die europäische Türkei längst wieder in die Hände der Christen gefallen sein wird, die asiatische

:ürkei dann immer noch eine Hochburg des Islams sein werde. Mit Triumph zeigen freilich die Türken immer noch an einem Pfeiler es südlichen Seitenschiffes der Hagia Sophia den Abklatsch der and des Eroberers von Konstantinopel. Es geht davon e Erzählung, daß, als Muhammed II. über Berge von Leichen inen Einzug in der Hagia Sophia hielt, er hier an dieser Stelle e Besitzergreifung der Stadt dadurch versinnbildlicht habe, ß er seine Hand in Christenblut, das mit geschmolzenem Golde rmischt war, getaucht und an diesem Pfeiler abgedrückt habe. a der Abdruck der Hand hoch oben am Pfeiler sich befindet, so ißten also die Leichenhügel, über die der Eroberer einritt, so weit auf gereicht haben. Störend wirken im Inneren der Sophia in schräger Richtung gelegten Gebetsteppiche. Da der Dom ht in der Richtung nach Mekka erbaut ist, die Muslim aber h Mekka gewandt beten müssen, so mußte man wenigstens Gebetsteppiche mekkawärts legen.

Außer der Sophia thut es uns der Alexander-Sarkophag, im neuen Antiquitäten-Museum aufbewahrt wird, besonders Er ist in Sidon im Jahre 1887 aufgefunden worden. ɔtz des Wappens Alexanders mit der Inschrift „Ihm allein" er doch schwerlich der Sarkophag des Welteroberers, denn er wurde nach dem einstimmigen Zeugnis des Altertums Alexandrien beigesetzt. Wahrscheinlich haben wir in dem :kophag die Ruhestätte eines Feldherrn Alexanders vor uns. stehen nicht an, ihn eines der schönsten Denkmäler des ischen Altertums zu nennen. Realistische Lebenswahrheit, nuden mit vollendet schöner Formengebung, atmen seine :mor-Reliefs, die die Schlacht von Issus und eine Löwen- zur Darstellung bringen. Um den Scenen noch mehr n einzuhauchen, hat der Künstler die Reliefs bemalt. Bemalte efs muten uns moderne Menschen, die wir eine Vorliebe as Monochrome haben, zuerst seltsam an. Doch bei näherer

Betrachtung müssen wir uns sagen, daß die antiken Künstler sehr wohl wußten, was sie thaten, wenn sie ihre Reliefs und auch Statuen in Farbenglanz tauchten. So lebenswahr sind die Reliefs des Alexander-Sarkophags, daß man, ob man will oder nicht, die ganze Nervosität der Issusschlacht und der Löwenjagd mitmachen muß. So viel von den klassischen Denkmälern Konstantinopels.

Die Bazare von Konstantinopel können neben denen von Kairo und Damaskus weder in Bezug auf Lebhaftigkeit noch Pracht aufkommen. Was sich hier als Orient gebärdet, ist lediglich nur eine schwache Kopie davon. Die überlegene Kultur Westeuropas legt sich hier lähmend auf die naive und farbenreiche Industrie des Orients. Auch die Bazarstraßen machen einen armseligen Eindruck. Wenige sind überdacht, und das Pflaster ist so uneben, daß man Gefahr läuft, den Hals zu brechen.

Die Straßen von Konstantinopel spotten überhaupt jeder Beschreibung. Sie sind gemeiniglich gepflastert; durch irgend ein mißliches Geschick aber sind die Pflastersteine auf die Wanderung gegangen. Die fehlenden zu ersetzen, fällt in der Hauptstadt am goldenen Horn keinem Menschen ein. Das Resultat ist, daß die großen Pflastersteine wie Felsblöcke über das Niveau der Straße emporragen, so daß eine Wanderung auf diesen Straßen bei Nacht beinahe lebensgefährlich ist. Kluge Leute geben deshalb den wohlgemeinten Rat, statt des Spazierstockes einen Bergstock mit nach Konstantinopel zu nehmen. Dazu kommt noch der unbeschreibliche konstantinopolitanische Schmutz. Nach 8 Uhr abends wird der Kehricht haufenweise aus den Häusern auf die Straße getragen. Die wilden Hunde, die den Tag über auf den schmalen Trottoirs schlaftrunken herumgelungert haben, stürzen mit widrigem Kläffen darüber her und balgen sich um die paar mageren, türkischen Knochen. Sie müssen sich sputen, denn schon um 9 Uhr kommt ein primitiver

Wagen, deſſen Führer in haſtiger Eile den Kehricht auf-
ſchaufelt und in den Bosporus führt. Da dieſes Geſchäft bei der
denkbar ſchlechteſten Straßenbeleuchtung geſchieht, ſo bleibt natürlich
vieles liegen: ein willkommener Fraß der halb verhungerten
Hunde. Nur die Hauptſtraßen ſind in leidlich gutem Zuſtand.

Wie die Straßen, ſo ſind auch die Häuſer. Im chriſtlichen
Pera freilich giebt es viele ſchmucke, ja ſogar palaſtähnliche
Häuſer. In Stambul und Galata dagegen, ſowie in den zahlreichen
Vorſtädten herrſchen die baufälligen Holzbaracken vor. Es iſt
eine Übertreibung, wenn man ſagt, daß es jeden Tag in
Stambul brenne. Zum Glück iſt die Feuerwehr gut organiſiert.
Kann wird das Feuerhorn geblaſen, ſo ſind auch ſchon die
Pompiers bei der Hand. Sie ſehen in ihren roten Feuerhelmen,
von denen ein Schutzleder in den Nacken herabfällt und in ihrer
elbbraunen, geſchmeidigen Uniform prächtig aus. Viele ſind
eritten. In geſtrecktem Lauf eilen ſie, brennende Fackeln in der
Hand tragend, unter dem nervöſen Getute eines Feuerhorns hinter
ren Spritzen und Leitern her: nachts ein wilder, geſpenſtiger Zug.

Heute Abend verläßt uns unſer Führer, Dr. Benzinger;
ine Berufspflicht ruft ihn in die Heimat. Sein bedeutendes
Biſſen, beſonders aber ſeine liebenswürdige, quellfriſche Art
it unſere Reiſe ebenſo verſchönert wie bereichert. Ich werde
n mir lieb gewordenen Freund ſchwer vermiſſen. Ohne ihn
ird Konſtantinopel noch troſtloſer ſein.

* * *

24. u. 25. April.

Der Himmel macht beharrlich ein griesgrämiges Geſicht
d trieft ohne Unterlaß. Das goldene Byzanz ſieht bei dieſem
:genwetter jämmerlich aus. Wir ſehen Skutari, die ſieben
irme: cyklopenhafte Überreſte der alten Stadtmauer und Kadi
öi d. i. das alte Chalcedon, berühmt durch ſein ökumeniſches
nzil im Jahre 451, wo die monophyſitiſche Lehre des Eutyches

von der Kirche verdammt wurde. Aber alle diese Ausflüge verwäscht uns der unaufhörliche Regenguß.

* * *

26. April. Endlich bricht die Sonne siegreich durch die Wolken. Während ein Teil unserer Gesellschaft nach dem schwarzen Meer fährt, besuchen meine Frau und ich in Begleitung von Oberstleutenant von Knobelsdorff, der gestern Abend von Palästina hier angekommen ist, das armenische Waisenhaus in Bebek, wo unsere Gemeinde zwei Pflegekinder hat. Seine Vorsteherin Fräulein von Nostitz, holt uns in Konstantinopel ab. Sie verkörpert in seltener Weise die christliche Nächstenliebe.

Die Fahrt nach Bebek ist berückend schön. Links und rechts die paradiesischen Gestade des Bosporus, vergoldet von dem strahlendsten Sonnenschein. Heute geben wir gerne Byzanz das schmückende Beiwort „golden."

In Bebek angekommen, steigen wir auf steiler Straße, umsäumt von Holzhäusern, die mit zierlichen türkischen Erkern geschmückt sind, zum Waisenhaus empor, das auf einem anmutigen Hügel liegt, und eine herrliche Aussicht auf den Bosporus hat. Es ist ein stattliches, braungestrichenes Holzhaus, lieblich umrankt von rotblühenden Judenbäumen: ein wonniges, trauliches Heim. Beim Eintritt begrüßen uns die armenischen Waisen mit dem ergreifenden Lied: „Brüder, noch gilt es zu retten." Sie sehen lieblich aus, diese armenischen Mädchen. Sie sind ganz deutsch in Kleidung und Erziehung. Hätten sie nicht scharfgeschnittene, orientalische Gesichter, pechschwarzes Haar und dunkle Augen, die in kindlicher Neugier sich brennend auf uns richten, wir glaubten, deutsche Kinder vor uns zu haben. Einundsiebzig Waisen beherbergt das Haus. Die meisten stammen aus Konstantinopel. Manche davon sind skrophulös. Viele haben ihre Väter in den Massacres ermorden sehen. Welche Erinnerung für ein

Kindergemüt! Aber sie sind hier glücklich geborgen, diese Waisen: mütterliche Liebe umfängt sie in diesem Heime, das deutsche Nächstenliebe ihnen eingerichtet hat. Auch uns wird es hier wohl ums Herz. Ungern scheiden wir am Abend. Das traute deutsche Waisenhaus in Bebek verdient, daß in der Heimat wohlthätige Hände dafür offen bleiben.

* * *

Draußen im Yildiz hält heute der Sultan Parade. Eine schriftliche Erlaubnis des Konsuls gestattet uns beizuwohnen. Wir fahren zu dem Kiosk, welcher der von Sultan Abdul Hamid 1885—86 erbauten Moschee Hamidiye gegenüberliegt. Vor ihr hält der Sultan Freitags die Parade ab und verrichtet dann sein Gebet. Was von Touristen in Konstantinopel anwesend ist, hat sich eingefunden. Da der Kiosk nur über eine beschränkte Zahl Stühle verfügt, müssen sich viele mit einem Stehplatz begnügen. Plötzlich schlagen wilde Fanfaren an unser Ohr: die Regimenter ziehen auf. Schmucke Ulanen mit flatternden Fähnchen an ihren langen Lanzen, Janitscharen in grünroter Uniform und stolzem Hahnenschritt, blaue Füsiliere in schlottrigem Marschschritt, stupide Eunuchen mit tierischem Gesichtsausdruck, goldstrotzende Generäle, dazwischen Straßenkehrer, die den Weg für den Sultan neu begießen: alles das defiliert an uns vorüber: ein buntes phantastisches Bild. Die Regimenter haben ihre Stellungen eingenommen. Es ist mittlerweile vormittags 11½ Uhr geworden. Da giebt ein Janitschar ein Trompetensignal. Die Regimenter formieren sich zur Parade. Glänzende Equipagen erscheinen. Doch statt des erwarteten Sultans kommen seine Frauen angefahren. Da ihre Eitelkeit sie nur ganz durchsichtige Schleier tragen läßt, kann man ohne Schwierigkeit ihre Gesichter erkennen. Es sind erlesene Schönheiten darunter. Alle tragen samt und sonders die Habara, die teils violett, teils rosarot, 27. April.

teils weiß ihre Gestalt faltenschön umhüllt. Hin und wieder blickt eine Dame neugierig aus dem Equipagenfenster und lehnt sich dabei etwas vor. Unwillkürlich lüftet sich dabei ihr Schleier, und bewundernd hangen die Augen der Türken an ihr. Endlich wird auch der Sultan sichtbar. Er fährt, begleitet vom Kriegsminister, in einem Galawagen. Paschas schreiten ihm teils voraus, teils nach. Es ist ein glänzender Zug. Alles ist gespannt, den Sultan zu sehen. Er ist ein ziemlich beleibter Herr: auf den breiten Schultern sitzt, etwas nach vorne gebeugt, ein bedeutender Kopf, bedeckt mit einem schlichten roten Fez. Seine dunklen Augen gleiten mißtrauisch und prüfend über die versammelte Menge: er scheint jeden zu beobachten. Seine große Adlernase giebt dem Gesichte etwas Geierartiges. Ein dunkler, kurz gestutzter Vollbart umrahmt das Antlitz. Die Soldaten begrüßen ihn mit Zuruf. Auch eine deutsche Reisegesellschaft bricht auf Kommando ihres Führers in Hurrah aus. Beifällig lächelnd nimmt der Sultan diese Huldigung entgegen. Zum Lohn dürfen diese sultanbegeisterten Deutschen nachher seinen Marstall sehen. Uns bleibt das Hurrah in der Kehle stecken, denn unwillkürlich denken wir beim Anblick des Sultans der gemordeten Armenier. —

Der Alleinherrscher aller Gläubigen verschwindet in der Moschee, wo er eine halbe Stunde im Gebet verweilt. Während dieser Zeit werden in unserem Kiosk von Hofschranzen Thee, türkischer Kaffee und Cigarretten angeboten. Ein fröhliches Treiben herrscht in und um den Kiosk. Doch alle Fremden sind scharf beobachtet. Eine große Zahl Geheimpolizisten belauern jede auffällige Bewegung. Die Photographen-Apparate sind ihnen besonders verdächtig. Wehe dem, der seinen Dunkelkasten auf den Sultan richtet: er kann noch eingesperrt werden. Da ertönt wieder eine Fanfare. Drüben an der Hamidiye wird es wiederum lebendig. Ihre Thorflügel gehen auseinander und

feierlich tritt ein Paſcha nach dem anderen aus dem Hauptportal. Auch unter den paradeſtehenden Regimentern regt es ſich. Kommandorufe erſchallen. Stolz, wie ſie gekommen, ziehen ſie ab. Nur wenige Füſiliere bleiben zur Bewachung der Straße zurück, durch die der Sultan fahren ſoll. Eben erſcheint er unter der kleinen Pforte links vom Hauptportal, ſich müde auf ſeinen Degen, wie auf einen Stock, ſtützend. Ein Viktoriawagen, der beim Gang zur Moſchee dem Zug geſchloſſen gefolgt war, fährt vor, das Lederdach wird zurückgeſchlagen, der Sultan ſteigt ein und ergreift ſelber die Zügel. Zwei prächtige ſchneeweiße Araberhengſte, ein Geſchenk des Kaiſers von Öſterreich, ziehen den Wagen. Langſam fährt er zurück, umgeben von den kaiſerlichen Prinzen, hübſchen Jungen mit auffallend bleichen Geſichtern. Ein langer Zug von Paſchas und Eunuchen folgt, unter denen der Ober-Eunuch, ein rieſiger Neger mit wahrem Gorillageſicht, beſonders hervorſticht. Die Frauen des Sultans kommen hinten drein, kokett nach allen Seiten hin ängelnd. Knirſchend fährt die letzte Kutſche über den bekieſten Weg. Das Schauſpiel iſt zu Ende.

Jeder eilt zu ſeinem Wagen. Es langt eben noch, die tanzenden Derwiſche zu ſehen, deren Kloſter in Pera liegt. Schon wartet eine Menge Neugieriger vor der kleinen Moſchee, in der ihr gottesdienſtlicher Tanz ſtattfindet. Nach langem Harren öffnet ein Derwiſch. Alles drängt nach dem Eingang. Aber keiner ſchlüpft ohne Backſchiſch durch: dieſe Derwiſche haben ein ſcharfes Auge für klingende Münze. Bis der Tanz beginnt, können wir uns abermal in der Geduld üben. Man hat ja in der Türkei Zeit. Wir benutzen die Muße zur Beſichtigung der Moſchee. Es iſt ein kleiner, octogoner, zweiſtöckiger Bau. Sein Sanctuarium iſt der mit ſtarken Bohlen belegte Tanzboden der Derwiſche, den die Zuſchauerlogen umgeben. Die einen dieſer Logen befinden ſich ebener Erde, die anderen im erſten Stock.

Von den letzteren sind manche mit vergoldeten Gittern versehen, wohl für zuschauende türkische Frauen. Ein gegebenes Zeichen macht das summende Gespräch der Fremden verstummen. Ein Derwisch betritt den Tanzboden. Mit einer Verbeugung nach Mekka nimmt er an der ersten Säule rechts Platz. In bestimmten Zwischenräumen erscheint ein zweiter, dritter, vierter u. s. f., bis ungefähr 30 Derwische längs den Zuschauerlogen den Tanzboden umstehen. Jedes Alter, vom Jüngling bis zum Greis, ist unter ihnen vertreten. Sie tragen einen 20 cm hohen Fez aus braunem Filz; braune oder blaue Kutten fallen ihnen wallend von den Schultern. Der Scheich des Klosters hat zum Abzeichen seiner Würde einen grünen Turban um seinen Fez geschlungen. Er nimmt vor der Gebetsnische auf einem grünen Teppich Platz. Auf seinen Wink lassen sich alle Derwische mit unterschlagenen Beinen auf den Binsenmatten nieder, die einen Meter breit den Tanzboden einsäumen. Nun beginnt ein Derwisch des Chors, der in einer Loge des 1. Stockes, der Gebetsnische gegenüber, sich befindet, mit näselnder Stimme ein Gebet herzusingen. Die übrigen Derwische beten still mit und verbeugen sich von Zeit zu Zeit gegen Mekka. Kaum hat der Mönch sein Gebet vollendet, so schreckt monotoner Trommelwirbel die Derwische aus ihrer hockenden Stellung auf. Nun beginnen sie von rechts nach links den Tanzboden zu umkreisen. Vor der Gebetsnische machen sich je zwei eine tiefe Verbeugung. Immer nervöser wird der Trommelschlag und immer rascher kreisen die Derwische. Da fallen disharmonische Pfeifen ein. Die Mönche werfen ihre Kutten ab und beginnen, nur mit einem blauen oder grünen Unterkleide angethan, den Tanz, wobei sie die linke Hand nach unten und die rechte nach oben kehren. Erst langsam und feierlich, dann immer rascher und aufgeregter drehen sie sich. Einige entwickeln im Kreisen eine fabelhafte Fertigkeit.

Ein grüngekleideter, mittelgroßer Derwisch mit verzücktem Gesicht, zeichnet sich im Tanzen besonders aus: wie ein grüner Kreisel dreht er sich mit ungeheurer Geschwindigkeit im Kreis herum. Manche seiner Mitmönche treiben diese kreisende Anbetung gemächlicher. Sie laufen offenbar Gefahr, schwindlich zu werden. Der Scheich bleibt freilich in würdevoller Ruhe auf seinem Gebets-Teppich stehen und sieht andächtig dem Spuk zu. Ein alter Derwisch dagegen geht beaufsichtigend durch die Tänzer, indem er die rasch Kreisenden aufmuntert, aber den langsam Kreisenden mißfällige Blicke zuwirft. Plötzlich verstummen die mißtönigen Pfeifen, und die Derwische treten auf ihre Binsenmatten zurück, wo sie stehenden Fußes, schwer atmend, von ihrem kreisenden Gebet sich erholen. Mancher hat Mühe, festen Stand zu gewinnen. Doch nur kurze Zeit währt die Pause. Dann beginnt der Tanz von neuem, nur noch toller als vorher. Da aber der Anblick dieser menschlichen Kreisel auf die Dauer langweilig ist, so warten wir nicht ab, bis sie ermüdet und sinnlos schwindlig, mit Schaum vor dem Mund, zu Boden stürzen, sondern verlassen die Moschee, in der der kreisende Schwindelgeist des Islam seine Orgien feiert.

Am Abend nehmen unsere lieben Reisegefährten von meiner Frau und mir Abschied, da sie über Budapest nach Deutschland zurückkehren, wir dagegen noch in Capri von den Strapazen unserer Pilgerfahrt ausruhen wollen. Um 8 Uhr halten Herr von Knobelsdorff und ich im Saal der Judenmission noch eine Evangelisationsversammlung.

* * *

28. April. Wir verlassen heute die Stadt am goldenen Horn mit dem Gefühl, daß sie nicht gehalten, was sie versprochen hat. Wir können uns auch nicht für ihr mittelalterliches Leben und Treiben begeistern: daran hindert uns wohl am meisten der wüste Fanatis-

mus der Türken, der uns auf Schritt und Tritt begegnet. Immer werden wir an das Christenblut erinnert, das in den letzten Jahren Stambuls Straßen benetzt hat. Wie lange wird noch der kranke Mann in seinem Yildiz-Spital wohnen?

---

# Am Golf von Korinth.

1. Mai. Von Konstantinopel wenden wir uns über Athen nach Korinth. Während wir in der Morgenfrühe des ersten Mai die Höhe von Eleusis mit der Bahn hinanschnaufen, geht unserer Lokomotive plötzlich der Atem aus. Erst nach zeitraubenden, verzweifelten Versuchen, und nachdem der Zugführer Sand auf die Schienen gestreut hat, vermag die arme, griechische Lokomotive ihre Atemnot zu überwinden. Aber noch immer geht die Fahrt langsam genug vor sich. Eine Weile vermag sogar ein begeisterter, griechischer Ziegenbock mit uns um die Wette zu laufen. Traun, es geht gemütlich zu im Lande der Griechen. Jetzt halten wir in Megara, der Stadt Euklids an. Stolz thront sie auf zwei malerischen Hügeln. Prächtig ist die Küste: bald glänzt das Meer tiefblau, bald, besonders an seichteren Stellen, smaragdgrün. Phantastische Felsen ragen daraus hervor. Am Strande sind eben albanesische Fischer beschäftigt, ihre Netze auszuwerfen. In der Ferne schweben Boote mit dreieckigem Segel wie Schwalben über die Flut. Immer wilder wird das Gestade. Hier scheint der Schienenstrang nur so an die himmelhohen Felsen geklebt zu sein, dort windet er sich durch schattenkühle Cypressen- und Olivenhaine.

Der Isthmus von Korinth taucht vor uns auf. Oliven, Pinien und Cypressen verleihen ihm Leben. Wir rasseln auf

iserner Brücke über den Kanal, der seit 1889 schnurgerade Hellas vom Peloponnes scheidet. In Neu-Korinth verlassen wir die Bahn, um in einem griechischen Rumpelkasten auf staubiger Landstraße Alt-Korinth einen Besuch abzustatten. Bald gehts durch wogende Gerstenfelder, bald durch üppige Weinberge, bald durch kamillenduftige Heide. Alles beherrschend erhebt sich im Hintergrund der Landschaft, einem riesigen Würfel vergleichbar, der Bergfelsen von Acrokorinth. In Alt-Korinth vertauschen wir den Wagen mit zwei kleinen, zähen Rößlein. Von einem vernünftigen Sattel ist keine Rede: an seine Stelle tritt ein viereckiges Lattengerüst, das einem bei jedem Schritt des Reittieres die Knochen fast zersägt. Eine dünne Wolldecke soll diesen Marterſitz erträglich machen. Zügel kennt man in Alt-Korinth natürlich nicht. Das Pferd trägt nur eine Halfter, an der es ein flinker, junger Grieche führt. Spielend überwinden unsere kleinen Gäule die Schwierigkeiten des Felspfades. Nach einstündigem Ritt stehen wir am untersten Thor von Acrokorinth. Der Burghügel ist von einer dreifachen Ringmauer umgeben, ein Denkmal des meerbeherrschenden Venedig, dessen Löwe einst über Korinth herrschte. Wir springen von unseren Rossen ab und steigen über Geröll und Schutt durch stechende Disteln und mannshohe Brennnesseln bergan. Ueberreste von Minareten und Moscheen aus der türkischen Zeit ragen da und dort aus dem Gestrüpp. Ein unterirdisches Brunnenhaus scheint hier oben das einzige antike Denkmal zu sein. Nichtsdestoweniger muß eine ganze Welt da begraben liegen. Schweißgebadet erreichen wir den Gipfel des Burgfelsens. Die entzückendste Fernsicht lohnt unsere Mühe: der saronische Meerbusen im Osten, der Golf von Korinth im Westen und dahinter die Gebirge von Böotien, Phocis, Locris und Aetolien, aus denen die Schneekuppe des Parnaß sich stolz und kühn in den Himmel emporschwingt. Im Westen leuchten die Schneegipfel des Ziria

und des Chelmos wunderſam in der Mittagsſonne, und im Süden ſchauen wir in die welligen Thäler von Argos. Wie mag dieſes Land zu der Zeit geſtrahlt haben, wo noch Berg und Thal von Marmortempeln und Villen überſät waren! Auch Acrokorinth krönten einſt glänzende Tempel, in denen üppiger Aphroditekult, verbunden mit aſiatiſchem Hierodulendienſt im Schwange ging. Ueber tauſend Tempeldirnen trieben hier ihr Weſen. Entſittlichend und entnervend mußte dieſer Kult auf Stadt und Volk wirken. Wir verſtehen, daß Paulus hier zagt und daß der Herr ihm zuſprechen muß: „Fürchte dich nicht, denn ich habe ein großes Volk in dieſer Stadt.“ Die Gemeinde von Korinth konnte denn auch ihre Herkunft nicht verleugnen: griechiſcher Geiſt, aber auch griechiſch verderbte Sitte rang in ihr mit dem Geiſt des Chriſtentums. Nichts iſt heute von jener blühenden Gemeinde mehr übrig. Alt-Korinth iſt ein elender Flecken, in dem nur ſpärliche Trümmer uns von einſtigem Glanz und Luxus erzählen. Die amerikaniſche Schule von Athen veranſtaltet zur Zeit hier mit Erfolg Ausgrabungen Schon iſt die Lage des Marktes feſtgeſtellt und der Quell Peirene mit ſeinen Brunnenkammern und ſeinen Badevorrichtungen bloßgelegt. Die Ruinen tragen römiſchen Charakter. Aus der griechiſchen Glanzzeit iſt nur noch ein Denkmal, freilich ein gewaltiges, erhalten: ein doriſcher Tempel aus dem 6. oder 7. Jahrhundert v. Chr. mit ſieben mächtigen Monolithenſäulen. Das iſt alles, was von der üppigen Handelsſtadt übrig geblieben iſt.

Glänzend iſt die Fahrt dem korinthiſchen Meerbuſen entlang nach Patras. Dort ſchiffen wir uns nach Italien ein.

# Korfu.

Wie griechiſches Feuer ſprüht das ſonnenbeglänzte, tiefblaue Meer unter dem Bug unſers Schiffes auf, während wir uns dem Eiland der Phäaken nähern. Dunkelgrüne Waldberge, aus denen ſchneeweiße Villen hervorlauſchen, ſchroffe, pittoreske Felſen ziehen an uns vorüber. Im Hafen von Korfu gehen wir vor Anker. Wir benutzen die Muße zu einem kurzen Beſuch der Inſel. Unter Orangen-, Citronen-, Oliven- und Cypreſſenhainen hin geht die Fahrt. Reizende Kinder ſpringen unſerem Wagen nach und bieten uns Roſen und Orangeblüten an: ſie bilden gleichſam Staffage zu dieſer Inſel der Glücklichen. 2 Mai.

Wir ſind in der That auf odyſſeiſchem Boden. Dort vor einem Vorſprung Korfus liegt die kleine Inſel Pontikoniſi. Sie iſt das Schiff der Phäaken, das nach der Sage weiland Odyſſeus nach Ithaka brachte, das jedoch zur Strafe dafür von dem zürnenden Poſeidon, dem Odyſſeus ſeinen Sohn Polyphem geblendet hatte, in Stein verwandelt wurde. Mönche haben ſich hier eine weltferne, zauberhaft ſchöne Zufluchtsſtätte eingerichtet. Hohe Cypreſſen überſchatten ſie. Uns iſt, als hätten wir dieſes Eiland auch ſchon irgendwo geſehen. Wir ſuchen in der Erinnerung. Da ſteigt Böcklins Toteninſel vor uns auf. Das iſt's: hier wie dort geheimnisvolles Schweigen im Cypreſſendunkel, umrauſcht von dem ſchlummerloſen Meere.

Zu unſeren Füßen fließt leiſe der See Kalikiopulo hin. An ſeinem Ufer wurde Odyſſeus nach furchtbarer Irrfahrt ans Land geſpült. Dort, wo jener Bach mündet, begegnete ihm die ſchöne, verſtändige Königstochter Nauſikaa. Traun, die Poeſie umrauſcht Korfu wie die ruheloſen Meereswogen.

# Schluß.

Sonnig und wonnig war unſer Ausſpann in Capri. Gregorovius nennt dieſes Felſeneiland den Sarkophag des Tiberius, und er hat recht. Auf Schritt und Tritt begegnet einem die Erinnerung an dieſen kaiſerlichen Tiger, der auf himmelragendem Felsvorſprung ſich ein marmorglänzendes Haus zum Schauplatz ſeiner Orgien erbaut hat. Langſam durch Italien und ſeine Kunſtſtätten wandernd, kehren wir heim: auch nach dem Orient mutet es uns in ſeinem Frühlingsſchmucke ſchöner denn je an: der Wiederſchein der Sonne der Antike und der Renaiſſance liegt auf dieſem Wunderland, Herz und Sinn mit ſtiller Freude füllend.

Seit zwei Monaten weilen wir wieder daheim. Noch einmal ziehen Ägypten, Paläſtina, Syrien und Griechenland am inneren Auge vorüber und wecken ſtille Sehnſucht. Die Entfernung verklärt. Was Trümmerreſt und Wüſte war, und ſelbſt was bittere Enttäuſchung brachte, vergoldet die Erinnerung. Mag dieſe auch wieder erblaſſen: Einer wird uns immer leuchtend vor der Seele ſtehen, Er, deſſen Name die ſteinigen Berge von Judäa und die wonnigen Fluren von Samaria und Galiläa holdſelig und heimattraut verklärt: Jeſus Chriſtus, unſer Erlöſer und Heiland.

# Inhalt.


| | Seite. |
|---|---|
| Auf dem Mittelmeer | 3 |
| Kairo | 10 |
| Jeruſalem | 40 |
| Am Jordan und am Toten Meer | 59 |
| Ein Gang um Jeruſalem | 73 |
| Bethlehem | 77 |
| Von Jeruſalem nach Nazareth | 80 |
| Am See Tiberias | 96 |
| Im Oſtjordanland | 104 |
| Damaskus | 111 |
| Baalbek | 122 |
| An der ſyriſchen Küſte | 129 |
| Hebron | 134 |
| Marſaba | 139 |
| Ein Gründonnerstagabend in Gethſemane | 140 |
| Karfreitag in Jeruſalem | 142 |
| Mizpa und Emmaus. | 152 |
| An der Mündung des Nil | 155 |
| Athen | 156 |
| Konſtantinopel | 163 |
| Am Golf von Korinth | 174 |
| Korfu | 177 |
| Schluß | 178 |

# Schluß.

Sonnig und wonnig war unser Ausspann in Capri. Gregorovius nennt dieses Felseneiland den Sarkophag des Tiberius, und er hat recht. Auf Schritt und Tritt begegnet einem die Erinnerung an diesen kaiserlichen Tiger, der auf himmelragendem Felsvorsprung sich ein marmorglänzendes Haus zum Schauplatz seiner Orgien erbaut hat. Langsam durch Italien und seine Kunststätten wandernd, kehren wir heim: auch nach dem Orient mutet es uns in seinem Frühlingsschmucke schöner denn je an: der Wiederschein der Sonne der Antike und der Renaissance liegt auf diesem Wunderland, Herz und Sinn mit stiller Freude füllend.

Seit zwei Monaten weilen wir wieder daheim. Noch einmal ziehen Ägypten, Palästina, Syrien und Griechenland am inneren Auge vorüber und wecken stille Sehnsucht. Die Entfernung verklärt. Was Trümmerrest und Wüste war, und selbst was bittere Enttäuschung brachte, vergoldet die Erinnerung. Mag diese auch wieder erblassen: Einer wird uns immer leuchtend vor der Seele stehen, Er, dessen Name die steinigen Berge von Judäa und die wonnigen Fluren von Samaria und Galiläa holdselig und heimattraut verklärt: Jesus Christus, unser Erlöser und Heiland.

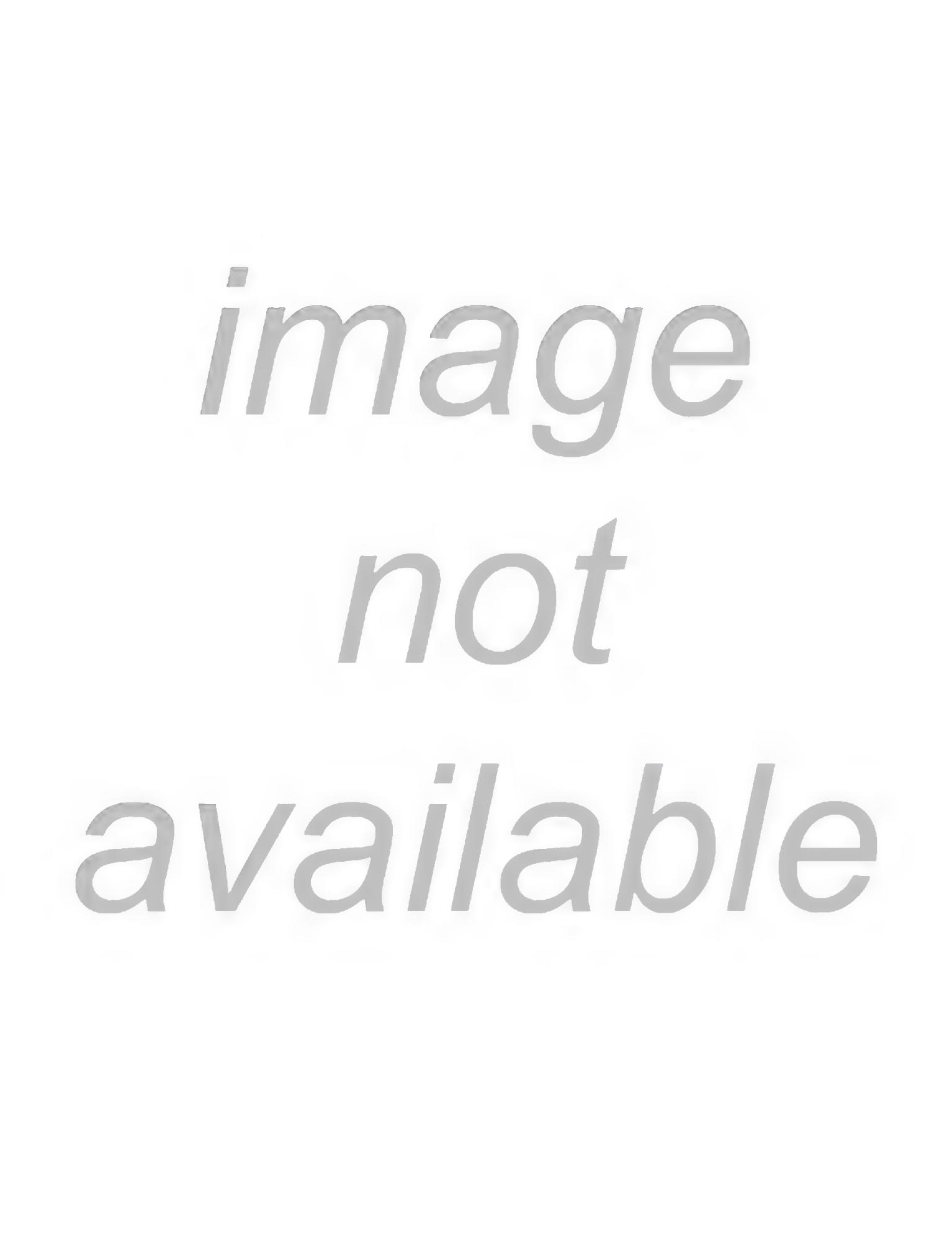


image
not
available

**Samuel Gobat,** evangelischer Bischof in Jerusalem. Ein Lebensbild von T. Schölly. Mit Gobats Bild in Stahlstich. IV und 196 S. 8.

geh. Fr. 1,50. — Mk. 1,20. | Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.—

Es war ein glücklicher Gedanke, das Leben Bischof Gobats in einheitlicher Bearbeitung neu darzubieten. Mit geschickter Benützung des vorhandenen Stoffes hat der Verfasser ein packendes Lebensbild jenes bedeutenden Mannes gezeichnet. Die einzigartige Gestalt Gobats, als Missionar in Abessynien und später als evangelischer Bischof in Jerusalem, tritt durch diese anziehende Biographie aufs neue in ihrer ganzen Bedeutung hervor. Das Bildnis Gobats in feinem Stahlstich ist eine wertvolle Beigabe. Wir wüßten für ernste Christen keine Schrift, die wie diese Lebensbeschreibung eine Fundgrube ist für die Stärkung im Glauben und im Gottvertrauen; die wie diese des treuen Gottes weise und barmherzige Führung erkennen läßt. Eine ganz besondere Anziehungskraft übt Gobats Lebensbild auch auf junge Leute aus. — In knapper und doch höchst anschaulicher Darstellung fesselt das Buch bis zum Schluß. Wir sind überzeugt, daß dieses Lebensbild bald zu den beliebtesten christlichen Volksbüchern gehören wird.

**Orelli,** D. C. v. **Durchs heilige Land.** Tagebuchblätter mit einer Karte. 348 S. 8. 4. Aufl.

geh. Fr. 4. — Mk. 3,20. | fein Lwd. Fr. 6. — Mk. 4,80.

Ein prächtiges, herzerfrischendes Buch! Es tritt unter dem anspruchslosen Titel von Tagebuchblättern auf; und die Form ist allerdings die, daß der Verfasser, Professor v. Orelli aus Basel, die Aufzeichnungen, die er auf einer Reise nach Palästina (1878) gemacht hat, hier veröffentlicht. Wir werden von Genf aus über Turin und Brindisi nach Aegypten und von da nach Judäa und Jerusalem, weiterhin nach Samarien und Galiläa, nach Damaskus und von da über Konstantinopel, Athen, Korinth, Korfu wieder nach Italien und in die Heimat zurückgeführt. Derjenige, der uns an die Hand nimmt und uns diese prächtige Reise mitmachen läßt, ist nicht nur ein bedeutender Gelehrter, sondern auch ein lebendiger Christ, und nebenbei auch ein Meister der Darstellung. Diese dreifache Qualität bewirkt es denn, daß er uns ein Buch geschenkt hat, dessen Lektüre nicht nur im hohen Grade lehrreich, sondern auch ein wahrer Genuß ist; und dabei ist das Buch wirklich erbaulich, ohne jede Absichtlichkeit. Auch an gesundem Humor fehlt es durchaus nicht. Wir möchten recht vielen unserer Leser, namentlich auch recht vielen Lehrern, wünschen, daß sie an der Hand dieses prächtigen Buches das heilige Land durchwandern könnten. Gewiß würde es keiner bereuen. (Pädag. Jahrbuch [Berlin] II.)

**Burtinden, Sam. Im Morgenland.** Reisebilder. Mit Vorwort von Pfarrer F. Gerber in Bern. 216 S.

geh. Fr. 2. — Mk. 1,60. | Lwd. Fr. 3,25. — Mk. 2,60.

Die Schilderung der Reise, der Örtlichkeiten und Gegenden, der Bevölkerung und der Verhältnisse, unter denen die letztere lebt, ist wohlgetungen zu nennen; es ist etwas Apartes in der Darstellung, welche die Mitte hält zwischen einem Tagebuch und einer für weitere Kreise bestimmten Form; seine Beobachtung, gesunder Humor, schätzenswerte historische Kenntnisse und eine Reihe wohl angebrachter dichterischer Reminiscenzen erhöhen das Interesse an der Lektüre dieses durch die frische und lebendige Wiedergabe der empfangenen Eindrücke sich auszeichnenden Büchleins. Wir können uns der vom Pfarrer Gerber zu Bern in einem Vorwort gegebenen warmen Empfehlung der vielfach belehrenden, anmutigen kleinen Schrift nur anschließen. (Sonntags-Beilage zur Neuen Preuß. (Kreuz-)Zeitung 1887. Nr. 27.)

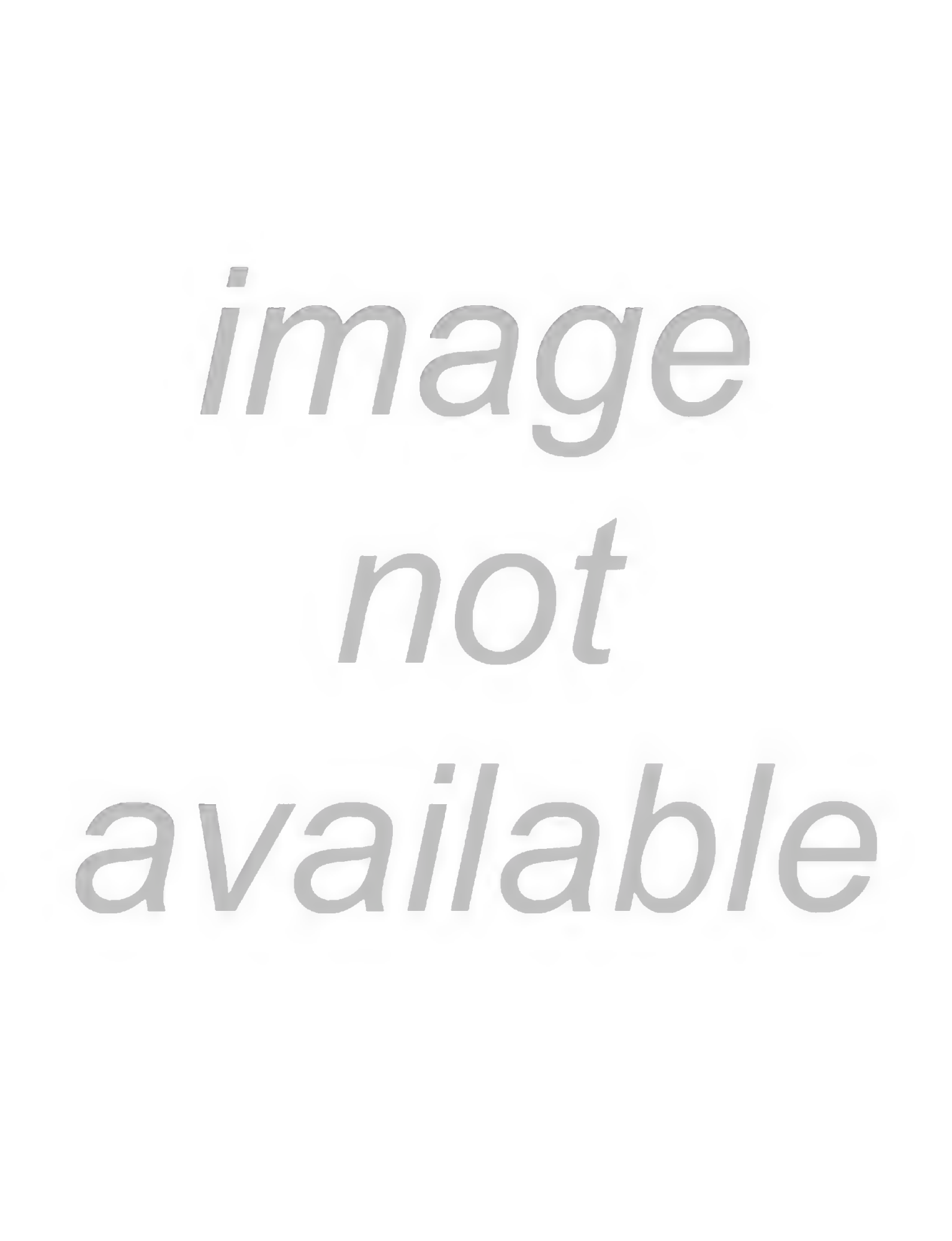


image
not
available

**Samuel Gobat,** evangelischer Bischof in Jerusalem. Ein Lebensbild von T. Schölly. Mit Gobats Bild in Stahlstich. IV und 196 S. 8.

geh. Fr. 1,50. — Mk. 1,20. | Lwd. Fr. 2,50. — Mk. 2.—

Es war ein glücklicher Gedanke, das Leben Bischof Gobats in einheitlicher Bearbeitung neu darzubieten. Mit geschickter Benützung des vorhandenen Stoffes hat der Verfasser ein packendes Lebensbild jenes bedeutenden Mannes gezeichnet. Die einzigartige Gestalt Gobats, als Missionar in Abessynien und später als evangelischer Bischof in Jerusalem, tritt durch diese anziehende Biographie aufs neue in ihrer ganzen Bedeutung hervor. Das Bildnis Gobats in feinem Stahlstich ist eine wertvolle Beigabe. Wir wüßten für ernste Christen keine Schrift, die wie diese Lebensbeschreibung eine Fundgrube ist für die Stärkung im Glauben und im Gottvertrauen; die wie diese des treuen Gottes weise und barmherzige Führung erkennen läßt. Eine ganz besondere Anziehungskraft übt Gobats Lebensbild auch auf junge Leute aus. — In knapper und doch höchst anschaulicher Darstellung fesselt das Buch bis zum Schluß. Wir sind überzeugt, daß dieses Lebensbild bald zu den beliebtesten christlichen Volksbüchern gehören wird.

**Orelli,** D. C. v. **Durchs heilige Land.** Tagebuchblätter mit einer Karte. 348 S. 8. 4. Aufl.

geh. Fr. 4. — Mk. 3,20. | fein Lwd. Fr. 6. — Mk. 4,80.

Ein prächtiges, herzerfrischendes Buch! Es tritt unter dem anspruchslosen Titel von Tagebuchblättern auf; und die Form ist allerdings die, daß der Verfasser, Professor v. Orelli aus Basel, die Aufzeichnungen, die er auf einer Reise nach Palästina (1878) gemacht hat, hier veröffentlicht. Wir werden von Genf aus über Turin und Brindisi nach Aegypten und von da nach Judäa und Jerusalem, weiterhin nach Samarien und Galiläa, nach Damaskus und von da über Konstantinopel, Athen, Korinth, Korfu wieder nach Italien und in die Heimat zurückgeführt. Derjenige, der uns an die Hand nimmt und uns diese prächtige Reise mitmachen läßt, ist nicht nur ein bedeutender Gelehrter, sondern auch ein lebendiger Christ, und nebenbei auch ein Meister der Darstellung. Diese dreifache Qualität bewirkt es denn, daß er uns ein Buch geschenkt hat, dessen Lektüre nicht nur im hohen Grade lehrreich, sondern auch ein wahrer Genuß ist; und dabei ist das Buch wirklich erbaulich, ohne jede Absichtlichkeit. Auch an gesundem Humor fehlt es durchaus nicht. Wir möchten recht vielen unserer Leser, namentlich auch recht vielen Lehrern, wünschen, daß sie an der Hand dieses prächtigen Buches das heilige Land durchwandern könnten. Gewiß würde es keiner bereuen. (Pädag. Jahrbuch [Berlin] II.)

*Zurlinden, Sam.* **Im Morgenland.** Reisebilder. Mit Vorwort von Pfarrer F. Gerber in Bern. 216 S.

geh. Fr. 2. — Mk. 1,60. | Lwd. Fr. 3,25. — Mk. 2,60.

Die Schilderung der Reise, der Örtlichkeiten und Gegenden, der Bevölkerung und der Verhältnisse, unter denen die letztere lebt, ist wohlgelungen zu nennen; es ist etwas Apartes in der Darstellung, welche die Mitte hält zwischen einem Tagebuch und einer für weitere Kreise bestimmten Form; feine Beobachtung, gesunder Humor, schätzenswerte historische Kenntnisse und eine Reihe wohl angebrachter dichterischer Reminiscenzen erhöhen das Interesse an der Lektüre dieses durch die frische und lebendige Wiedergabe der empfangenen Eindrücke sich auszeichnenden Büchleins. Wir können uns der vom Pfarrer Gerber zu Bern in einem Vorwort gegebenen warmen Empfehlung der vielfach belehrenden, anmutigen kleinen Schrift nur anschließen. (Sonntags-Beilage zur Neuen Preuß. (Kreuz-)Zeitung 1887. Nr. 27.)

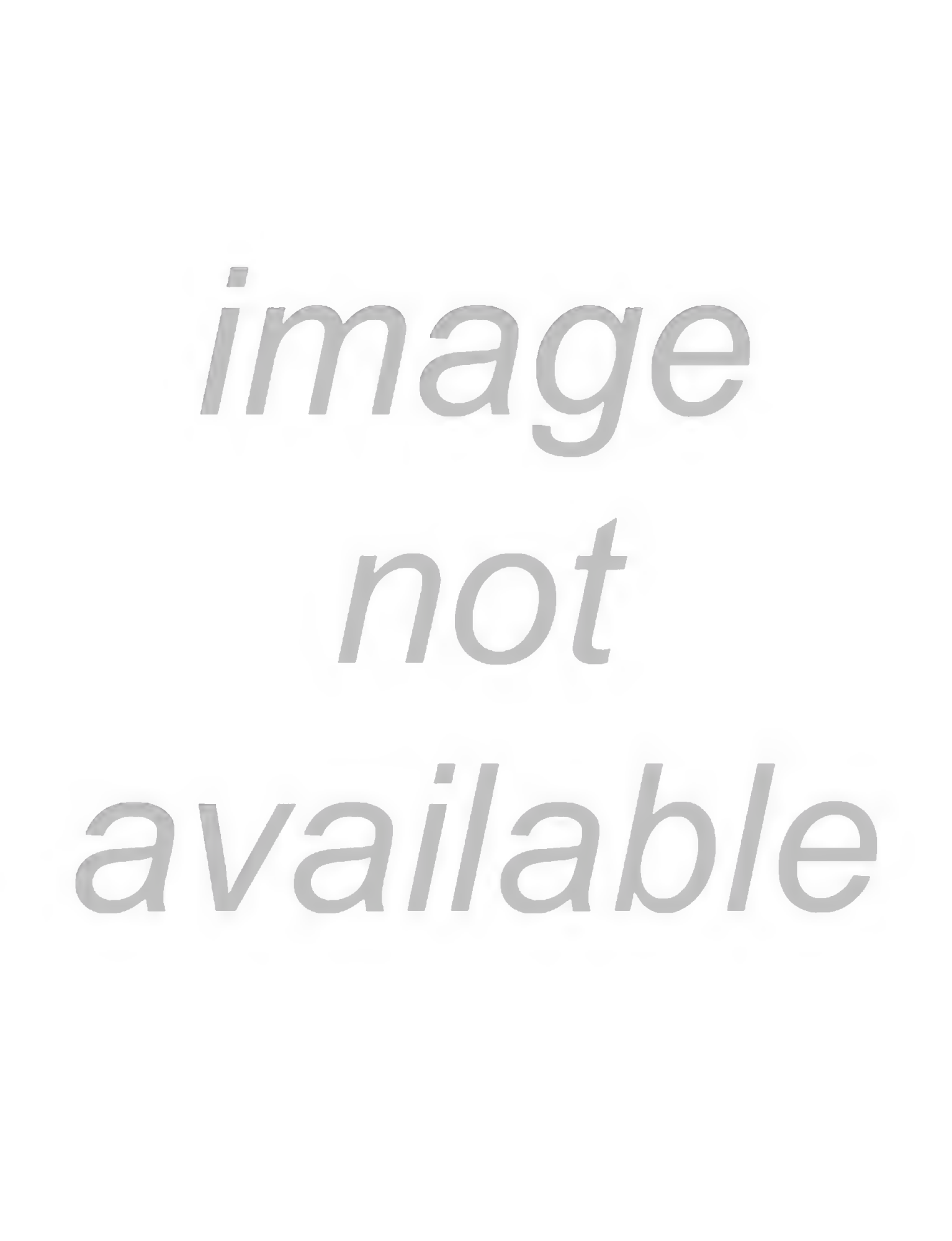


image
not
available

Princeton University Library
32101 057198150

Digitized by Google